

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

02738  
-4

Volksbücher der Geschichte

Blücher



[1911]

Velhagen & Klafings Volksbücher Nr. 4

Preis 60 Pf.

Umschlagbild: Fürst Blücher. Eiserne Denkmünze der Bürger Berlins.  
Von K. F. Schinkel.

IA 359<sup>d</sup>, 342(4)

# Welshagen & Klafings Volksbücher



erscheinen zum Preise von 60 Pfennig für jedes Buch. Sie bieten einen unerschöpflichen Born der Belehrung und edelsten Unterhaltung, eine Fülle vornehmer Kunst. Gelehrte und Volksschriftsteller ersten Ranges vereinigen sich hier, um in klarer, allgemeinverständlicher Sprache und knapper Form die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens zu behandeln.

Die Volksbücher umfassen die weiten Gebiete der Kunst, Geschichte, Erdkunde, Literatur, Musik, des Kunstgewerbes, der Technik, der Naturwissenschaften usw., so daß das Werk in seiner Gesamtheit ein

**Universum des Wissens, der Kultur unserer Zeit**

darstellt. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und gibt eine abgerundete Darstellung des in ihm behandelten Stoffes. Über die Gliederung des Unternehmens enthält Seite 3 dieses Umschlags nähere Angaben.

**Eine Eigenart dieser Volksbücher ist die Illustrierung.**

Zum ersten Male wurde hier authentisches Bildmaterial in so reicher, erschöpfender Weise in den Dienst der Volksliteratur gestellt. Für die bildliche Ausschmückung der einzelnen Bücher finden alle Fortschritte der Illustrationstechnik, zumal auch der Farbendruck, ausgiebige Verwendung.

TA 342(4)

dupis 02738

# Blücher. Von Prof. Dr. Karl Berger.

## 1. Jugendzeit und Aufstieg.

Unter allen großen Männern, die vor hundert Jahren unser Volk aus Not und Erniedrigung zu Kampf und Sieg und zur Selbstbefreiung geführt haben, ist keiner volkstümlicher gewesen und geliebter als Vater Blücher, der Feldmarschall des preussischen Heeres. In diesem ewig jugendlichen Greis erscheint uns die unverwundliche Kraft und Treue des deutschen Volkes verkörpert, in dem Führer des Volksheeres treten uns die herrlichen Tugenden, die in jenem ersten Heldenalter der neueren deutschen Geschichte erblühten, vorwärtsstürmende Kampfesfreudigkeit und unwiderstehlicher Freiheitsdrang, leidenschaftlicher Tatensinn und furchtloses Gottvertrauen, glühende Vaterlandsliebe und feurige Opferbereitschaft, lebendig anschaulich entgegen. Im Leben und Wesen dieses urwüchsig derben, äußerlich rauhen und doch so herzengarten Mannes ist etwas, das wir als ausgesprochen deutsch empfinden. Und wie er selbst nur für deutsche Art Sinn und Verständnis hatte, so ist er auch nur deutschen Menschen ganz verständlich und liebenswert.

Blüchers Lebensaufgabe ward es, unter Preußens Fahnen für Deutschlands zukünftige Größe zu wirken. Aber wie so viele der Geburtsheifer des neuen Preußens, ist auch er nichtpreussischem Boden entsprossen. Sein Ursprung liegt im nährhaften Lande Mecklenburg. Dorthin, in das schon von Heinrich dem Löwen eroberte Obotritenland, war der älteste uns bekannte Blücher mit einer reißigen Schar anderer Ritter nieder-sächsischen Stammes ums Jahr 1225 gekommen, um das urgermanische, von Slaven überflutete Gebiet dem Deutschthum völlig zurückgewinnen zu helfen. Schwert und Pflug, Waffen-

handwerk und friedliche Bauernarbeit halfen dem Geschlechte vorwärts, von dem einzelne Glieder auch in hohen geistlichen Ämtern glänzten. Eine Linie derer von Blücher hielt sich auf dem unweit von Schwerin gelegenen Gute Groß-Menzow, bis dieses infolge der Drangsale des Dreißigjährigen Krieges der Familie verloren ging. Nun blieb den verarmten Edelleuten nur noch ihr kriegerischer Sinn, um daheim oder mehr noch in fremden Diensten Ehre und Glück zu suchen. Manche haben es draußen gefunden, andere kehrten nach mißglückten Flügen in die Weite gerne in die schützende Enge der geliebten Heimat zurück. Einer dieser wenig Glückhaften war der 1696 geborene Christian Friedrich von Blücher: als Rittmeister (seit 1727) in kurhessischen Diensten, heiratete er 1731 Dorothea Maria v. Zülow, die Tochter eines mecklenburgischen Landedelmannes, verlor aber schon in seinem vierzigsten Lebensjahre seine Stellung; in Rostock, wo er sich niederließ, bewarb er sich zeit lebens vergeblich um ein Amt im Heeres- oder Staatsdienst. Die Sorgen und Ausgaben, die ihm das Leben bei recht schmalen Einkünften schuf, mehrten sich, als ihm Frau Dorothea am 16. Dezember 1742 zu seinen sechs Söhnen und zwei Töchtern noch einen siebenten Jungen hinzu-

schenkte. Das Kind wurde auf die Namen Gebhard Leberecht getauft. An der Wiege wachten Mutterliebe und Vaterforge, aber es wurde dort dem frühlich gedeihenden Knäblein nicht gesungen, daß es von der Vorsehung zu großen Dingen berufen sei.

Bei derber Kost und frischer Luft schoß der junge Gebhard zu einem langen, kräftigen Burschen mit hellblondem Haar und blitzenden blauen Augen empor. Die häusliche Erziehungsart bekam dem jüngsten Sprößling der kriegerischen Sippe



Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher. Schabblatt von P. J. Lüdenkirchen nach dem im Hauptquartier zu Hoechst im Dezember 1813 gemalten Bilde.

Berger, Blücher.

02738  
Bielefeld  
BIBLIOTHEK  
ALWENSPICE  
1898

vortrefflich. Ordnung und Ehrliche — darauf hielt der Vater als alter Soldat, im übrigen ließ er seinen Buben die Freiheit, sich tüchtig zu tummeln und auszutoben, zu Wasser und zu Lande ihre waghalsigen Streiche zu verüben. Das härtete ab, machte furchtlos und unbefangen auch in schwierigen Lagen, schärfte den Blick und gewöhnte zu raschem, selbständigem Handeln — lauter Eigenschaften, die ein zum Waffenhandwerk Berufener brauchen konnte. Ein lebensfreudiges, nichts weniger als kopfhängeriſches Chriſtentum, einfach und feſt auf bibeliſcheren Grund gebaut, im Leben und Vorbild der Mutter bewährt, war auch eine köſtliche Mitgift für einen, der einſt den furchtbarſten Schickſalen ins Auge ſchauen und frei von Menſchenfurcht den Gewaltigen dieſer Erde gegenüberreten ſollte. In dieſer ſchlichten, dem Knaben von der Mutter überlieferten Frömmigkeit des Herzens lag der Keim zu der unverwüſtlichen Kraft des Hoffens und Vertrauens, die ſpäter dem Helden durchs Leben half. Und wie er aus Bibelſtellen und kernigen Kirchenliedern Troſt und Erhebung für die Stunden der Not ſchöpfen lernte, ſo weckten in der Seele des Jünglings ſchon die gehaltvollen Dichtungen Klopſtocks den deutſchvaterländiſchen Sinn, der ſich in der Schule des Lebens noch vertiefen und ausweiten ſollte.

Der Schule des Lebens verdankte der junge Gebhard überhaupt ſchon mehr als der Bildung durch die eigentliche Schule. Ein paar lateiniſche Brocken, darunter nicht den ſchlechteſten, ſeinen Wahlſpruch: *audacem fortuna adiuvat*, dem Tapfern hilft das Glück; ein bißchen Franzöſiſch, das ſich ſpäter durch Übung bis zum Kadebrechen dieſer Sprache auswuchs; und eine Kunſt des Schreibens, die den Befehlen der Rechiſchreibung und des Sachbaus allezeit feind blieb, — das war alles, was er von der Koſtocker Großen Stadtschule mitnahm. Noch in ſpäten Tagen klagte Blücher, daß er in jungen Jahren alles verſäumt habe, was er hätte lernen ſollen. Aber ſeine herrlichen Naturanlagen wurden dort auch nicht verkümmert, ſein gerader deutſcher Geiſteswuchs nicht verbildet und verwelſcht, wie bei ſo vielen ſeiner adeligen Standes- und Zeitgenoſſen. Sein angeborener Freiheitsſinn fand vielmehr in der freien Hanſeſtadt früh Nahrung: im Umgang mit Bürgers- und Bauernſöhnen blieb das adelige Stadtkind frei von allem Kaſtenſtolz des landläufigen Junkertums, der frühzeitige Anblick eines auf ſeine Unabhängigkeit ſtolzen Gemeinweſens kräftigte in ihm das Selbſtbewußtſein des Freien, der lieber den Tod als Knechtiſchaft erdulden will. Das waren Mitgaben der Heimat, die auch im Sauf und Brauf des wilden Kriegslebens nicht untergehen konnten.

Der Jugendzeit im elterlichen Hauſe zu Koſtock folgte ein etwa zweijähriger Aufenthalt zu Benz auf der Inſel Rügen, im Hauſe einer verheirateten Schweſter. Dort kam der junge Gebhard Land und Leuten noch näher als in der Heimat; Rügener Fiſcher und Bauern wußten noch als alte Leute zu erzählen, wie

ſie mit dem wilden Junker auf der Jagd und beim Fiſchfang, reitend und rudierend, ſchwimmend und kletternd tauſend Abenteuer beſtanden hätten, und immer ſei dieſer unter den Kühnen der Tollkühnſte geweſen. Aber bald drängte ihn ſein Latendurſt zu dem Berufe, der ihm im Blute lag: als Schweden im Frühjahr 1758 auf der ihm zugehörigen Inſel zwei Huſarenſchwadronen zum Kriege der europäiſchen Mächte gegen König Friedrich II. von Preußen anwerben ließ, folgte auch der fünfzehnjährige Wildling der Werbetrommel. Bald ſtand er im Ruſe eines hurtigen und fecken Reiters, aber ſchon am 27. Auguſt 1760 mußte er von den ſchwediſchen Fahnen ſcheiden: bei einem Zuſammenstoß am Ravelpaß unweit Friedland ſiel der allzu verwegene vordringende Junker den Preußen in die Hände. Doch der Gefangene hatte Glück im Unglück! Eine wunderbare Fügung wollte es, daß der Führer der feindlichen Huſaren, Oberſt Belling, in dem Eingebachten den Sohn eines Betters ſeiner Frau erkannte. Er fand Gefallen an dem unbändigen Keſſen und ſchlug ihm vor, nach erfolgter Auswechſlung zum preußiſchen Heere überzutreten. Bei dem Heldenkönig, dem ganz Deutschland zujubelte, war Glück und Ehre zu holen; auf dieſe Seite, wo ſchon zwei ſeiner Brüder ſtanden, zog es den jungen Mecklenburger. Er willigte ein, und ſchon am folgenden Tage ſchlug Belling ſeine Beförderung zum Kornett dem Könige vor; einige Wochen ſpäter hatte Blücher ſeine Beſtallung. Der blaue ſchwediſche Dolman wurde mit dem ſchwarzen Huſarenrock ſeines neuen Regiments vertauſcht; der Wahlſpruch der Bellinghuſaren: *Vincere aut mori*, Siegen oder ſterben, war ganz nach des Tapfern Herzen. Er hat den Fahnenwechſel niemals zu bereuen gehabt.

„Der mir unvergeßliche Belling,“ ſo bekannte Blücher noch in ſpäten Jahren, „war ein wahrer Vater gegen mich und liebte mich unbegrenzt, daß es ſchon hart kommen mußte, durch muntere Jugendſtreiche ihn zum Unwillen zu reizen.“ Der Huſarenoberſt, ein ebenſo tapferer wie frommer Herr, übte auf den zum Mann reiſenden Jüngling einen tiefen, nachhaltigen Einfluß. In dieſer Schule ward er in Kunſt und Brauch der friederiziſchen Reiter eingeführt, mit allem, was behende Huſarenliſt zu erſinnen und ungeſtümme Huſarenſchnelligkeit auszuführen vermag, gründlich vertraut. Kaſtlos tätig zu ſein und zäh auszuharren, kühle Vorſicht mit tollkühner Verwegtheit zu verbinden, gehörte ſeit dieſen Lehrjahren zu Blüchers Kriegsweiſe. Von dem Oberſt lernte der junge Offizier nicht nur die Kunſt der Soldatenbehandlung, er hatte an ihm auch ein leuchtendes Vorbild niemals verzagenden Gottvertrauens und unerſchütterlicher Tapferkeit. Hier erfuhr er, was die Kraft der Selbſtverantwortung und eines friſchen begeiſterten Willens vermag.

Blücher zeigte ſchon im Kleinkriege gegen die Schweden an der Peene ſolche „Bravour“, daß er bald zum Adjutanten ernannt und



Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher. Gemälde von Gebauer.  
Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

bereits zu Anfang des Jahres 1761 zum Leutnant, im Sommer zum Oberleutnant befördert wurde. Dann nahm er im Jahre 1762 noch an größeren Unternehmungen in Sachsen und Böhmen, zuletzt an der Schlacht bei Freiberg teil, bis der Friede von Hubertusburg (1763), viel zu früh für den Kampfeifer Blüchers, dem Kriege ein Ende machte. Eine Verwundung, die er zuletzt noch davongetragen, war bald geheilt.

Mit dem Rufe eines tapferen Husaren zog Blücher in seine Garnison zu Stolp in Pommern ein. Daß die Bellinghusaren ihre schwarze Uniform mit der roten des durch den sogenannten Finkenfang bei Maxen be-

rüchtigt gewordenen Husarenregiments vertauschen mußten, war ihm wie allen Kameraden anfangs schmerzlich. Auch der langweilige Gamaschendienst gab seinem Herzen nichts, obschon der jetzt erst mögliche regelrechte und ordnungsmäßige Betrieb seiner soldatischen Ausbildung zugute kam. Von eigentlicher Kriegswissenschaft zwar wurde ihm da nichts geboten, aber darüber war er nicht böse. Ein echter Husar, meinte er, dürfe kein Federfuchser und Stubenhocker sein, und so suchte er in allerlei Kurzweil und übermütigen Streichen den überschüssigen seiner schäumenden Jugendkraft zu verbrauchen. Er zechte und spielte und jagte, war bald als kühner Reiter

berühmt, wegen seiner scharfen Klinge gefürchtet. Immer aufgeklopft und guter Dinge, war er bei den Kameraden beliebt und wegen seines flotten, ritterlichen Wesens auch von den Frauen gern gesehen. Manchmal freilich trieb er es selbst für seinen nachsichtigen Oberst etwas zu toll. Eines Tages scharf von diesem getadelt, glaubte der Heißsporn den eigenen Chef dafür vor die Klinge fordern zu müssen, — eine Unbesonnenheit, über die er in dem entlegenen Neustettin, wohin er zur Strafe veretzt wurde, weiter nachdenken konnte. Eine Mahnung zur Selbsteinkehr ward ihm übrigens um diese Zeit auch durch den Tod seiner zärtlich geliebten Mutter (1769) zuteil; der Vater war ihr schon 1761 vorausgegangen.

Doch der Gärungsprozeß war damit noch nicht vorüber. In trotzigem Aufbauen gegen eine vermeintlich unverständige Zurücksetzung geriet der junge Husarenoffizier mit König Friedrich selbst in Zusammenstoß, und dieser Stoß schleuderte ihn zunächst aus seiner Bahn. Blücher stand, im März 1771 zum Stabsrittmeister aufgerückt, mit seiner Schwadron im polnischen Aufbruchgebiet, um die erste Teilung Polens mit durchzuführen zu helfen. Dabei kam es zu hinterlistigen Untaten von Seiten der Polen, zu Gewaltmaßregeln von preussischer Seite, sehr gegen des Königs Willen. Mancherlei Willkür in Unterdrückung aufreißerischer Greuel hatte auch den Bellinghusaren des Monarchen Unnade zugezogen. Absichtlich wurden einige Offiziere des Regiments bei der Beförderung übergangen, darunter auch Blücher. Der aber nahm es nicht ruhig hin wie die anderen. Aufbrausend und im Vertrauen auf die eigene Kraft, reichte er am 31. Oktober 1772 ein in trockiger Form gehaltenes Abschiedsgesuch ein. Aber nicht verabschiedet wurde er, sondern aus dem Heere ausgestoßen mit der Bemerkung des Königs: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren.“

Blücher ging, wenn auch nicht zum Teufel. Ein anmutiges Mädchen, dessen Herz er gewonnen, war bereit, ihm auch die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Am 21. Juni 1773

schon heiratete der „gewesene Rittmeister“ die siebzehnjährige Karoline von Mehling und fand auf dem Gute seines Schwiegervaters, eines im Polnischen ansässigen Sachsen, einen neuen Beruf. Nachdem er sich dort ein Jahr lang in die Landwirtschaft eingelebt hatte, pachtete er von ihm 1774 zwei Vorwerke im neupreußischen Nezegebiet und war schon drei Jahre später imstande, ein eigenes Gut, Groß-Raddow in Pommern, zu kaufen; aber erst 1780 siedelte er mit seiner Familie dahin über. Von sieben Kindern, die dem Paare geboren worden sind, blieben nur drei am Leben, die einzige Tochter und die beiden Söhne Franz und Gebhard.

Über seinem jungen Eheglück und seinen Familien sorgen verschmerzte Blücher eine Zeitlang den Zorn des Königs und die Folgen seines übereilten Schrittes. Seine Arbeit als Landwirt trug schöne Früchte; durch seine Tätigkeit als Deputierter der Landschaftsdirektion, in die ihn das Vertrauen seiner Standesgenossen berufen hatte, erntete er Anerkennung, ward er mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens und der Verwaltung wohl vertraut. Immer mit Rat und Tat zur Hand, hell-sichtig und des Wortes mächtig, gleich ungezwungen und frohsinnig mit Hoch und Niedrig verkehrend, genoß er überall Ansehen, gewann er überall die Herzen. Er hatte seine Freunde auf den Gutshöfen der ringsum

wohnenden Edelleute wie drüben in Stargard unter den für Freundschaft und Aufklärung schwärmenden Mitgliedern des Freimaurerordens, dem er seit 1782 als Bruder angehörte. Aber das alles konnte seinen glühenden Latendrang, seine von Jahr zu Jahr wachsende Sehnsucht nach seinem natürlichen Berufe nicht stillen. Der König hatte ihm, so gut wie anderen Landwirten, mit großen, fast unverzinslichen Darlehen unter die Arme gegriffen — sollte das nicht ein Zeichen sein, daß der Zorn des Mächtigen verbracht, daß er auch dem heißesten Wunsch seines reuigen Offiziers ein gnädiges Ohr leihen werde? Wieder und wieder bestürmte Blücher den königlichen Herrn mit Bitten und Vorstellungen, ihn doch im Heere wieder anzustellen — vergebens und



Prinz Louis Ferdinand  
Etich von W. Astor.

abermals vergebens! So lange der alte Fritz lebte, mußte Blücher auf die Erfüllung seiner Hoffnung verzichten. Kaum aber war der alte König im August 1786 gestorben, da stellte der ungestüme Dränger sich auch schon bei dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. mit einem neuen Gesuche ein. Sieben Monate später war es erfüllt: Blücher wurde mit einem auf 1779 zurückdatierten Patent als Major in sein altes Regiment wieder eingestellt. Nicht einen einzigen Tag in der Beförderung hatte er trotz der vierzehn außerdienstlichen Jahre verloren! Unverzüglich übernahm er die Führung seiner in dem Städtchen Rummelsburg liegenden Schwadron.

Das zwischen der Sorge für die Truppe, einem glücklichen Familienleben und mancherlei Gefelligkeit geteilte Garnisonleben wurde schon im ersten Jahre (1787) durch den unblutigen „militärischen Spaziergang“ nach Holland, zur Unterstützung des mit dem König verschwägerten Erbstatthalters unterbrochen. Dann mußte das Regiment im Jahre 1790/91, als im Osten Preußens von Österreich und Rußland her Kriegsgewölk aufstieg, zur Sicherung der wiederum zu erhoffenden polnischen Beute nach Schlesien und den Weichselgegenden auf Grenzwacht ziehen. Nach der Rückkehr zu seinem Standorte (Herbst 1791) fand Blücher, der inzwischen Oberst geworden war, sein Haus verwais: seine heißgeliebte, schon längere Zeit kränkelnde Gattin war im Juni gestorben. Doch seiner Trauer nachzuhängen, dazu ließen ihm die drängenden Weltverhältnisse jetzt keine Zeit. Seit 1789 tobte drüben in Frankreich die Revolution, und schon drohten ihre Wogen auch die deutschen Grenzen zu überfluten. Kaum war der Gedanke eines Kreuzzuges für das gefährdete französische Königtum von den Herrschern Preußens und Österreichs erwogen worden, als die Machthaber der Revolution dies auch schon leichtfertig zum Vorwand einer Kriegserklärung nahmen (1792). Auch Blücher rückte ins Feld, aber erst im zweiten Kriegsjahre, nachdem auf die Kanonade von Valmy schon der schmähliche Rückzug der Preußen aus Frankreich erfolgt, Ludwig XVI. hingerichtet war und die Revolutionsheere Mainz und Belgien bereits in Händen hatten. Vor seinem Ausmarsch hatte er noch treulich für die Unterbringung und die Zukunft seiner beiden jüngsten Kinder gesorgt; seinen ältesten Sohn, den vierzehnjährigen Franz, nahm er mit hinaus, zuerst in die Niederlande, dann im Spätsommer 1793 auf den rheinpfälzischen Kriegsschauplatz. Seine Erlebnisse während dieser Feldzüge hat Blücher in einem 1796 veröffentlichten Kriegstagebuch bescheiden und doch mit herzhaftem Selbstgefühl geschildert. Seinen Aufzeichnungen merkt man es an, mit welcher freudigem Eifer er den Gegnern „auf den Hals gegangen“, sie „zurückgeschmissen“, ihnen „eine Schlappe angehängt“ hat, wie er sich auf Streifzüge und Rundschaftergebrauch, auf Verstecklegen und plötzlichen Überfall ebenso gut verstand wie auf



Napoleon I. in der Uniform eines Obersten  
der Chasseurs de la garde.  
Ausschnitt eines Stiches von Dahling.

Beobachtung des Feindes, Versammlung und Aufbietung der Kräfte nach einem sicher und selbstständig zurechtgelegten Feldzugsplan. Der Schüler Wellings zeigte sich seines Meisters würdig; was er im Husarendienst gelernt hatte, das bewies er in beinahe zahllosen Gefechten, erst als Schwadronschef, dann als Regimentskommandeur und Befehlshaber einer Vorpostenbrigade. Aber auch im Zusammenwirken mit anderen Truppengattungen, in der Führung gemischter Waffen errang er sich hier durch manches Meisterstück die ersten Lorbeeren. Seine verwegene Tollkühnheit, seine zähe Ausdauer und siegestrah- lende Erscheinung rissen alle mit sich fort, Kaiserliche, Bayern, Hessen, Hannoveraner nicht weniger als die Preußen. Wie vom Freund, ward er vom Feind bewundert, wenn dieser sich auch hütete, diesem zweiten Zieten, dem neuen Könige der Husaren, vor die Klinge zu kommen. Und mehr noch: die Gegner zollten ihre Achtung dem ritterlichen Manne, dessen hilfreiche Herzensgüte sich auch ihren Verwundeten und Gefangenen nicht verlagte.

Als Generalmajor und Inhaber seines Regiments, ausgezeichnet durch die Anerkennung seiner Vorgesetzten und durch die Liebe des gemeinen Mannes, kehrte Blücher kurz vor Abschluß des Basler Sonderfriedens zwischen Frankreich und Preußen

(April 1795) in die Heimat zurück; mit einer beispiellosen Summe von Siegeszeichen konnte er vor seinen König hintreten. Verleidet war ihm dieser Krieg allein durch die Kraftlosigkeit der Oberführer; ohne deren Gelehrsamkeit zu besitzen, sagte ihm seine kriegerische Natur, daß es aufs Schlagen des Feindes ankomme, nicht auf künstlich ausgeklügelte Feldzugspläne; daß nicht in unnützem Schonen der Truppen, sondern im rechtzeitigen Draufsitzen aller Kräfte das Heil liege. Die Wahrheit dieses obersten Gesetzes aller Kriegsführung sollte die Welt bald schmerzlich inne werden durch den jungen Meister der Kriegskunst, dessen Gestirn eben drüben in Frankreich seinen wunderbaren Lauf begonnen hatte: durch den Korsen Napoleon Bonaparte.

## 2. Auf Grenzwacht.

Nach dem Frieden wurde Blücher zur Besetzung Ostfrieslands bestimmt. Fern vom Kriegsgetümmel, fühlte der Witwer wieder schmerzlicher als je seine Vereinsamung. Da saß er eines Tages zu Emden bei einem Festmahl neben der zweiundzwanzigjährigen Tochter des Präsidenten v. Colomb. Von der Ammut ihrer Jugend bezaubert, schritt der Zweiundfünfzigjährige nach kurzem Plänkeln sofort zu stürmischer Attacke und eroberte Herz und Hand der Geliebten trotz des Sträubens der den Altersunterschied bedenkenden Eltern. Gleich in seinem Werbe-

brief hatte der alte Husar mit dem jugendlichen Herzen siegesgewiß erklart, einen Korb nehme er nicht an, in vier Wochen müsse die Hochzeit sein. Die Ehe mit Amalie v. Colomb wurde für beide eine Quelle unerschöpflichen Glückes, ob schon das „liebe Malchen“ mit dem in Geldsachen allzu leichtfertigen Wetter und Wager manchmal ihre Not hatte. Das einzige der Ehe entsprossene Kind starb schon im zartesten Alter.

Im Dezember 1795 wurde Blücher als Oberbefehlshaber der Grenztruppen nach dem bischöflichen Münster versetzt, hatte aber in den Jahren 1800 und 1801 sein Stand-



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.  
Stich von J. F. Tietler.

quartier in Emmerich am Rhein, in Lingen und zuletzt wieder in Emden, bis er, inzwischen zum Generalleutnant befördert, im Juli 1802 zur Besitzergreifung des durch den Tod des Fürstbischofs erledigten Bistums Münster aufs neue dorthin befohlen wurde. Weit besser als beim ersten Aufenthalt behagte es ihm jetzt in dem ehemals von ihm erwünschten „Pfaffenlande“; für manchen Verdruß aber fand er Trost in seiner „unbeschreiblich glücklichen Häuslichkeit“, die ihm schon früher ermöglicht hatte, seine beiden jüngeren Kinder zu sich zu nehmen. So konnte er diese, wie er es wünschte, ohne Verwöhnung und Verwelschung aufwachsen sehen.

In der katholischen Stadt, wo man die neuen Herren „prükste Windbüdel“ schalt und als „luthersge Dickköpfe“ haßte, ward Blücher bald der volkstümlichste Mann. Alle

Bevölkerungsklassen, vom Handwerker bis zum kaisers stolzen Altadeligen und herrschergewohnten Domherrn, schenkten dem rechtlichen, freimüthigen, trotz aller Derbheit nie verletzenden und stets zugänglichen General so sehr ihr Vertrauen, daß die anfangs so widerspenstigen Stände und das Domkapitel nur ihn als Gouverneur haben wollten, nachdem das Münsterer Land durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 endgültig an Preußen gekommen war. Und der seit 1797 regierende König Friedrich Wilhelm III. willfahrte den Bittstellern. Neben Blücher wirkte als Oberpräsident ein Mann, der durch denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit über die anderen erhaben war, der große Freiherr vom Stein, und nach dessen Weggang der wackere Freiherr v. Vincke. Mit beiden Männern ward Blücher in herzlicher Freundschaft verbunden. Alle drei sahen in der Mitbetheiligung des Volkes am Staatsleben, in dessen Selbstverantwortung und Selbstverwaltung die beste Gewähr für eine glückliche Entwicklung des Vaterlandes. Mit anderen Gleichgesinnten verkehrte Blücher auch hier wieder in der Freimaurerloge, wo er durch seine Reden eine begeisterte Wirkung ausübte.

Trotz dieser schönen Verhältnisse konnte Blücher in diesen Jahren des Friedens zu Münster keine Befriedigung finden. Mehr als allerlei persönliches Ungemach beunruhigte ihn die oft unwürdige Haltung des preussischen Staates. Der junge König schien ihm nicht Feuer genug im Blute zu haben; denn er ließ sich trotz aller Erschütterungen und ringsum dräuender Gefahren von der durch den Basler Frieden überkommenen Politik der Untätigkeit, der Freundlichkeit nach allen Seiten auch kein Haar breit abbringen. Unterdessen hatte Napoleon Bonaparte, der sieggekürzte Kriegesheld, in verheerendem Laufe immer weiter um sich gegriffen, überall hin das Schwert getragen, nirgends aber den erwarteten Frieden gebracht. Seit dem Frieden von Luneville (1801) war der Allbesieger auch in Deutsch-

land der befehlende Herr, und Preußen erschien durch seine schwächliche Haltung geradezu als der Vollstrecker der maßlosen Wünsche Bonapartes. Tatenlos hatte es der Schmach des gewaltsam besetzten Hannovers (1803) zugeschaut, unschlüssig blieb es auch angesichts des dritten Bündnisses der Mächte gegen das ländergierige Frankreich, an dessen Spitze Napoleon seit Mai 1804 als Kaiser stand. Aus dieser unhaltbaren Neutralität schien Preußen beim Beginn des Feldzuges gegen Oesterreich im Herbst 1805 durch Napoleon

selber aufgeschreckt zu werden, als französische Truppen durch das preussische Ansbach zogen, ohne sich an den Einpruch der dortigen Behörden zu kehren. Das ganze Volk empfand die erlittene Beleidigung, die Kriegspartei verlangte Sühne für die verletzte Nationallehre, und selbst der König flammte in lodderndem Zorne auf. Jetzt war er zur Abwehr bereit, und die Kriegsbereitschaft des gesamten Heeres wurde am 9. Oktober befohlen. Blücher jubelte bei dieser Nachricht hell auf. Er sammelte seine westfälischen Truppen und hatte auch die Freude, sein eigenes Husarenregiment bei Münster vereinigt zu sehen.

Königin Luise von Preußen.  
Stich von Ausheweyh.

Bei der Begrüßung tat sein Pferd einen gefährlichen Fehltritt in einen Graben, der General aber kam der Gefahr gewandt zuvor, schwang sich behende wieder in den Sattel und tummelte den feurigen Schimmel mit solcher Kraft und Anmut, daß er seinen geliebten Roten wie ein Züngling erschien. Bald hatten sie auch Gelegenheit, sich von seiner geistigen Frische zu überzeugen. Sein ganzes Sinnen war auf den Krieg mit Napoleon gerichtet, er sprach von nichts als von Schlachten und Siegen, als er zur Führung der Vorhut nach Franken zog. Aber zu dem frischen, fröhlichen Kampfe, den der Tatendurstige erhofft, sollte es diesmal nicht kommen. Während Napoleon nach der schmählichen Waffenstreckung des österreichischen Generals Mack bei Ulm in unaufhaltbarem Vormarsch über Wien bis Mähren vorgedrungen war, hatte sich Friedrich Wil-



helm wieder auf seine Friedens- und Neutralitätspolitik besonnen: er wollte nur den bewaffneten Vermittler zwischen den streitenden Parteien spielen und sandte deshalb seinen Kabinettsrat Graf Haugwitz mit einer letzten Aufforderung in das Lager Napoleons in Brünn. Dieser wußte die Verhandlungen mit dem zahm und zag auftretenden Abgesandten hinzuzögern, bis er durch seinen glänzenden Sieg bei Austerlitz (2. Dezember) ringsum Herr der Lage war. Die verbündeten Mächte machten mit dem Sieger ihren Frieden, und der unbefiegte, waffengerüstete Staat Friedrichs des Großen mußte sich in einen demütigenden Vertrag fügen, der ihn durch ein Bündnis an Frankreich kettete, ihn zur Abtretung wertvoller Gebietsteile zwang und ihm dafür Hannover überließ. Mit anderen Worten: Preußen war unter den Willen des fremden Gewalthabers gebeugt, unter den Mächten vereinsamt, der Verachtung preisgegeben und zur Ohnmacht verdammt.

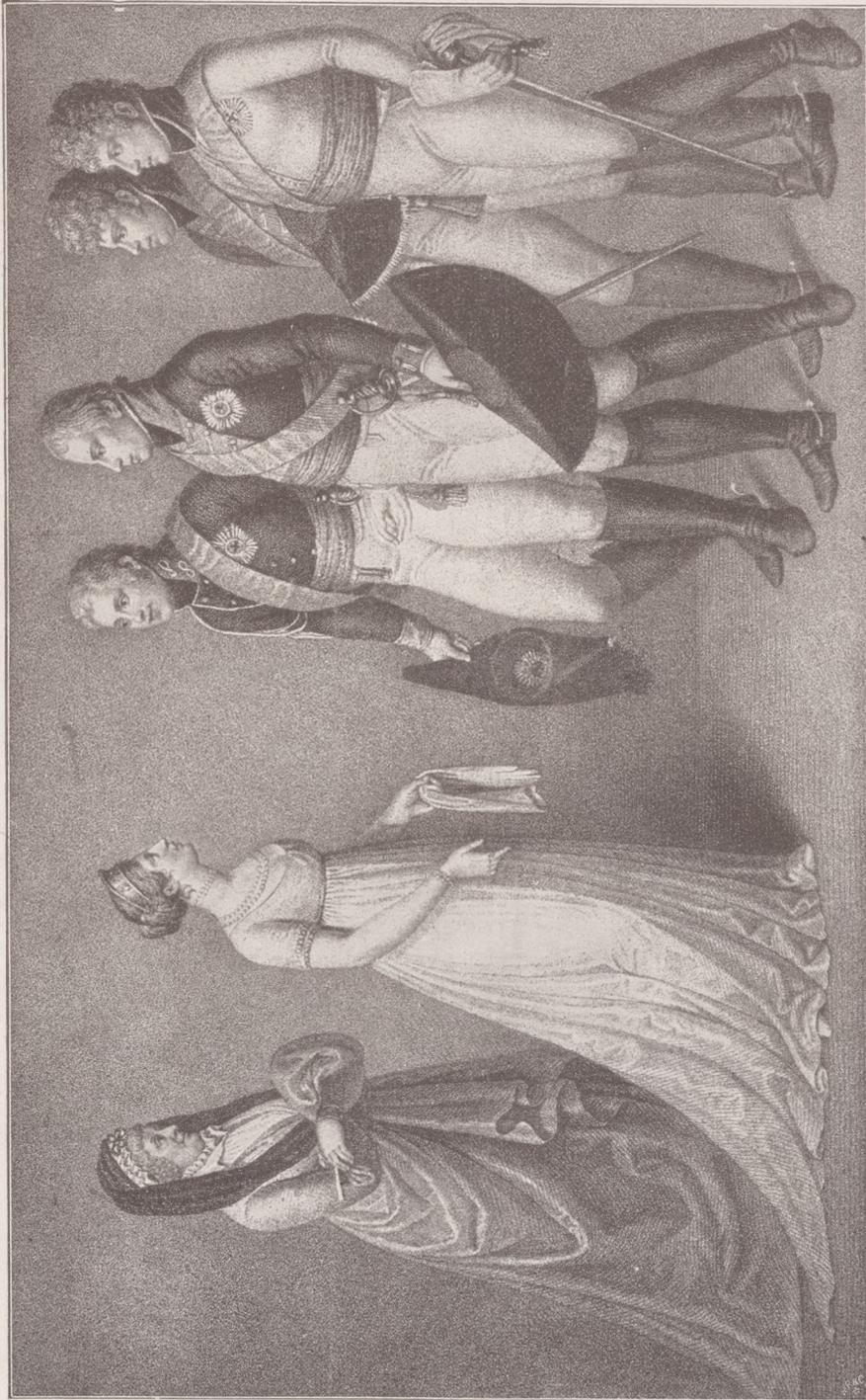
Alle Vaterlandsfreunde waren über diesen schimpflichen Ausgang aufs tiefste erbittert und empört. Blücher schäumte vor Zorn und Scham, als gar befohlen ward, die Armee auf Friedensfuß zu setzen. Tiefgebeugt kehrte er von Bayreuth, seinem letzten Standorte, nach Münster zurück. Aber einen Entschluß brachte er von dem jämmerlich verlaufenen Zuge mit heim: in Erfurt war er mit dem Prinzen Louis Ferdinand und dem General Rüchel, zwei grimmigen Gegnern Napoleons, zusammengetroffen, und ehe sie auseinander gingen, hatten sich die drei Männer das Wort gegeben — so schreibt der Prinz selbst — „ein feierliches, männliches Wort, bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben“.

### 3. Knechtschaft und Wiedergeburt.

Blücher lebte nun in der sicheren Voraussetzung eines nahen Krieges; angesichts der harten Notwendigkeit hob sich erst recht seine sittliche Widerstandskraft. Aber ehe es zum Schlagen kam, wurde seine Geduld noch auf manche schwere Probe gestellt; auch er mußte durch das Fegfeuer bitterer Enttäuschungen hindurch, ehe sich der Himmel neuen Wollens und Handelns vor ihm aufthat. Wie mancher alte Soldat aus der Zeit Friedrichs des Großen, vertraute auch er zu sehr auf die Macht und Größe des alten Militärstaates Preußen, sah er noch zu wenig, daß erst eine Reform an Haupt und Gliedern dem Staate neues Heil bringen könne. Er überschätzte das Heer, ohne sich in der genügsamen Selbstgefälligkeit zu wiegen, die auch jetzt nach der Demütigung noch oft prahlerisch hervortrat. Mit scharfem Blicke erkannte er, daß die Franzosen nur unredliche Absichten gegen Preußen hegten, und ohne Umschweife erklärte er all ihr freundschaftliches Getue für „windbeütelt“. In Briefen an den König und an einflußreiche Freunde warnte der treue Grenzhüter angesichts erneuter Übergriffe der Fran-

zosen vor fortwährendem Nachgeben, riet er zum Losschlagen, ehe der französische Kaiser seinen Einfluß noch mehr verstärkt habe. Dabei fand er machtvolle Worte zum Ausdruck seiner Königstreue und Vaterlandsliebe, seines glühenden Hasses gegen den fremden Unterdrücker und dessen Schleppenträger, die „hehrell träger“, denen „ernidrigung nicht Schwehr werde“, die „boßhafte rotte niderer Faullthre“ in des Königs Umgebung, „die ihm bisher teüschten und betrogen“. Es fehlten dem Könige die würdigen Berater, darum wünschte Blücher, Stein „wehr unser auß wertiger minister und der iegige [Kombard] in die hölle.“ Aber nicht bloß in den Persönlichkeiten, auch in den Zuständen erkannte er die wichtigsten Mängel: schon damals forderte er die allgemeine Wehrpflicht, dachte er an ein Volksheer. Aber für solche Pläne war die Zeit noch nicht da, war es auch schon zu spät. Denn der übermächtige Feind stand bereits vor den Toren. Erst im tiefsten Unglück sollte das Verständnis für Blüchers grundstürzende Reformgedanken reifen, sollte ihm selbst erst klar werden, daß mit den militärischen Verbesserungen die bürgerlichen Hand in Hand gehen mußten.

Der Frühling des verhängnisvollen Jahres 1806 begann mit neuen Gewaltreichen Napoleons auf rechtsrheinische Besitzungen Preußens, denen Blücher tatkräftigen Widerstand entgegensetzte, ohne in Berlin nachdrückliche Unterstützung zu finden. Andere Sorgen kamen hinzu. Die Begründung des Rheinbundes brachte sechzehn deutsche Fürsten in Napoleons Botmäßigkeit und dem tausendjährigen Reiche die Vernichtung; die Ansammlung Napoleonischer Truppen an den preussischen Grenzen wurde immer stärker, und schließlich sollte sogar Hannover, der Preis für Preußens Demütigung, ihm willkürlich wieder entziffen werden. Nun endlich entschloß sich der König, als ihm der Feind schon an der Kehle faß und sein Staat umklammert war, dem Drängen der Kriegspartei nachzugeben: er ließ rüsten, aber immer noch mit der geheimen Hoffnung auf gütliche Beilegung der Schwierigkeiten. Die Folge dieser Unsicherheit waren halbe Maßregeln; nur der größere Teil des Heeres, nicht das ganze, wurde mobil gemacht; man veräußerte, sofort Bundesgenossen zu werben, nur Sachsen mit 20000 Mann und der Herzog Karl August von Weimar mit seinem Häuflein waren zur Hilfe bereit. Dieselbe Unklarheit, dasselbe unentschlossene Schwanken wie bei der Einleitung des Krieges blieb dann der ganzen Kriegsführung anhaften. Der König fand sich endlich am 23. September bei seinen Truppen ein, die sich an der Saale sammelten. Er wollte mit seinen Kriegern die Gefahren teilen; seine Anwesenheit aber führte nur neue Übelstände herbei: der ohnehin schwache Oberfeldherr Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig wälzte nun die Verantwortung auf die Schultern des königlichen Kriegsherrn ab, und dieser, ohne rechtes Zutrauen zu sich selbst,



Zusammentunft des Kaisers Alexander von Rußland mit Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise zu Menzel am 10. Juni 1802.  
Sitzgestalt nach dem Gemälde von Döbginger.

suchte wieder Hilfe bei einem vielköpfigen Kriegsrat; dazu kamen verwirrend die Selbständigkeitsgelüste des Unterführers Fürst Hohenlohe.

Blücher vertrat allein unter den Generalen den Geist kühnen Wagemutes. Vergebens warnte er vor Entsendungen und Zerteilungen der Armee: „vor ieszst wird es immer entscheidend sein wenn wir mit vereinigter Kraft daß voll uf den haß gehen und es derbe Schlagen,“ schreibt er an seinen Freund Rüchel, dem er unterstellt war. Und ein andermal: „der erste Schlag muß derbe sein, sie müssen ihm also auch mit Kraft beginnen . . . wir können uns woll mit einen der marschelle messen — u wird einer derbe außgeprügelltd, der sagt es in vertrauen den andern, u es redet sich weitter“. Zu seinem Schmerze mußte jedoch Blücher bald erfahren, daß das Gegenteil von seinem Wunsche eintrat. Statt die vorhandenen Kräfte zusammenzufassen und mitten in den noch weit auseinander gezogenen Feind hineinzustoßen, ließ man diesem Zeit, seine Truppen zu vereinigen und sie zum Angriff heranzuführen. Das Gefühl der Unüberwindlichkeit ließ zudem die nötige Vorsicht nicht aufkommen. Es war ein böses Vorzeichen, daß schon bei dem ersten größeren Zusammenstoß in der Nähe von Saalfeld (10. Oktober) der zu einer Erkundigung vorgeschickte Prinz Louis Ferdinand fiel. Vier Tage später erfolgte der doppelte Vernichtungsschlag bei Jena und Auerstedt. Dort erlitten die Hohenloheschen Truppen, die stückweise, mit verzeittelten Kräften gegen einen zielbewußt und einheitlich geleiteten Feind geführt wurden, eine so gründliche Niederlage, daß das Heer sich in wilder Flucht auflöste; hier, einige Meilen flüßabwärts, kämpfte die Hauptarmee gegen eine sehr beträchtliche Minderzahl nicht weniger ungeschickt und unglücklich, wenn auch das Heer in leidlicher Ordnung zurückging. Blücher, ohne Einfluß auf die Entscheidung, hatte es nur zu einem verunglückten Reiterangriff gleich zu Beginn der Schlacht bringen können; mit blutendem Herzen mußte er gestehen, daß die Reiterei nicht ihre Schuldigkeit getan habe. Eine von ihm geplante Attacke, mit der er noch zuletzt das Schicksal zu wenden gedachte, wurde durch die verwirte Schlachtleitung vereitelt, für die nach der tödlichen Verwundung des Oberfeldherrn der König allein verantwortlich war. Was an Widerstandskraft bei den Truppen noch vorhanden war, das zerbrach die Flucht: als die beiden geschlagenen Heere im Dunkel der Nacht auf derselben Rückzugsstraße zusammenstießen, da erst ward der Schrecken allgemein, und kopflos wälzte sich ein wirrer Knäuel zurück. Noch nach Jahren erschauerte Gneisenau, der als Hauptmann bei Jena mitgekochten hatte, wenn er jener Schreckensnacht gedachte. „Tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben!“ sagte er dann. Und noch einem andern Manne, der auch neben Blücher Großes zu wirken berufen war, Scharnhorst, wurden die Bilder des Entsetzens, die er hatte schauen müssen, ein Vermächtnis für

die Tage der Vergeltung. Einen Trost wenigstens nahmen die drei von diesen Schlachtfeldern mit in die kommenden Leidensjahre, die Überzeugung von dem Heldennute des preussischen Kriegers; die Überzeugung aber auch, daß es anders werden müsse mit der veralteten Einrichtung und Führung der Heeresmacht.

Mit Scharnhorst wurde Blücher schon durch die Schicksale der nächsten Tage aufs innigste verbunden. Während Napoleon über Weimar gen Berlin weiterzog, folgten seine Marschälle der fliehenden Armee, deren Trümmer sich bei Nordhausen gesammelt hatten. Hohenlohe entschloß sich, der Kürze halber in verschiedenen Richtungen über den wenig wegsamen Harz nach der Elbe zu marschieren, Blücher aber erbot sich, die schwere Artillerie um das Gebirge herum zu geleiten. Ihm schloß sich Scharnhorst, der bisherige Generalquartiermeister, an. In Gewaltmärschen, unter Hunger und Durst und vom Feinde bedrängt, zog die kleine Schar weiter und setzte nach sieben Tagen bei Sandau über die Elbe, von wo man den Anschluß an die Armee erreichte. Die Not dieser Tage kittete die beiden Männer zu ewiger Freundschaft zusammen. Sie waren und blieben, wie Scharnhorst sagt, „eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß“.

Blücher erhielt nun die Führung der Nachhut des auf Stettin sich zurückziehenden Heeres; Scharnhorst blieb ihm als Generalstabshesef zur Seite. Nachdem man einen Tag lang vergeblich auf das noch ausgiebige Korps des Herzogs Karl August von Weimar gewartet hatte, folgte Blücher dem Fürsten in starken Eilmärschen. Da erhielt er bei Boizenburg am 29. Oktober die niedererschmetternde Nachricht, daß Hohenlohe, von Murats Lügen übertöpselt und von seinem Generalquartiermeister Massenbach übel beraten, in schimpflicher Weise bei Prenzlau die Waffen gestreckt habe. Die Hauptarmee verloren, und überall Schwäche und ratloser Kleinmut, wie die bereits erfolgten und nun sich mehrenden Kapitulationen zeigten! Blücher und Scharnhorst bewährten in dieser furchtbaren Lage ihren alten Kampfesmut. Vorn, rechts und im Rücken von einem übermächtigen Feinde bedroht, wandten sie sich kurz entschlossen nach links in nordwestlicher Richtung auf Neustrelitz zu. Unter unsäglichen Anstrengungen, ohne rechte Verpflegung und Bekleidung, marschierten die erschöpften Truppen bei Winterkälte über Sand und Sumpf dahin, von ihrem unverzagten Führer mit derben und heiteren Reden immer aufs neue angespornt. Nach zwei Tagen vereinigten sie sich am Müritsee mit dem Korps des Herzogs von Weimar, für das der Jägeroberst v. York den Elbübergang bei Altenzaun erzwungen hatte. Da der Herzog scheiden mußte, übernahm Blücher auch über seine Truppen die Führung; im ganzen hatte er jetzt etwa 21000 Mann. Ohne Ruhe und Raht ging es weiter der Elbe zu unter blutigen Rückzugsgefechten mit dem immer heftiger nach-

drängenden Feinde. Mannschaften über Mannschaften gingen auf dem Marsche verloren. Eine Schlacht durfte bei der Entkräftung der Truppen nicht gewagt werden; der bereits vorbereitete Eisübergang schien unausführbar. So wandte sich Blücher denn kurzentschlossen nach Lübeck; dort hoffte er Nahrung, Schuhe und Munition, dort auch eine einigermaßen geschützte Stellung für seine Truppen zu finden. Es war der letzte Ausweg; einen sicheren Erfolg erwartete der General selbst nicht. Am 5. November rückten die Truppen in die freie Hansestadt ein. Der Senat suchte, wenn auch verdrießlich, die Forderungen Blüchers nach Kräften zu erfüllen. Aber kaum war die Verteidigung der Tore eilig geordnet, da griff der Feind frühmorgens am 6. von drei Seiten schon an. Die feindliche Vorhut warf Blücher selbst an der Spitze einiger Schwadronen zurück. Bis zum Mittag blieb der Ansturm der Feinde vergeblich. Da gelang es Bernadotte im Norden infolge eines Verfehlers der Verteidiger, in einem heftigen Vorstoß durch das Burgtor einzudringen. In wenigen Minuten waren die Straßen von Feinden überfüllt. Blücher gelang es noch einmal, die Weichenden zum Stehen zu bringen und sie zu neuen Heldentaten zu entflammen. Dabei wurde York schwer verwundet und gefangen genommen. Auch Scharnhorst fiel in die Hände der Feinde, als er in seinem Gasthof gerade Befehle diktierte. Vergebens hatte ihn Blücher zu retten versucht. Er selbst entkam, indem er sich zuletzt mit 9000 Mann durch das Gewühl hindurchschlug und auf Ratkau zurückzog. Lübeck mußte durch die Plünderung und die schweren Ausschreitungen zügelloser Franzosen Furchtbares erdulden. Auch der General erlag seinem Schicksal: vor sich einen siegreichen, viermal so starken Feind, hinter sich die dänische Grenze, war er zur Übergabe gezwungen. Am 7. November wurde die Urkunde vollzogen, aber Blücher erzwang sich das Recht, darunter die Worte zu setzen: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe.“ Seinen Truppen sicherte er bei der Waffenstreckung alle militärischen Ehren, Scharnhorst die Auswechslung, sich selbst die Erlaubnis, bis zur Auslösung in Hamburg zu wohnen. Sein Recht-



Gerhard Joh. David von Scharnhorst. Gemälde von Gebauer. Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

fertigungsbericht an den König, in dem er zugleich die Verdienste Scharnhorsts und Yorks und die Tapferkeit der Truppen pries, war getragen von dem stolzen Gefühl erfüllter Pflicht. Was er erreichen konnte, hatte er durchgesetzt, und Napoleon selbst bezeugte ihm den Erfolg mit den Worten: „Diese verdammten Flüchtlinge halten fast die halbe Armee fest.“ Blüchers Name strahlte fortan im Ruhme hehrsten Heldentums wie ein Stern der Hoffnung in nächtigem Dunkel. Auf ihn und Scharnhorst waren die letzten Erwartungen des Volkes gerichtet.

In Hamburg, mit seiner Frau und Familie vereinigt, brachte Blücher vier Monate zu. Sein unbeugsamer Lebensmut wurde noch mehr gehoben durch gute Nachrichten vom östlichen Kriegsschauplatz und von dem rühmlichen Widerstand, den Kolberg unter Gneisenaus Führung und Schills Hilfe leistete. Die Verehrung, die ihm die Hamburger bezeugten, tat ihm wohl, aber er sehnte sich doch fort aus der teuren Hansestadt; zur Mühsigkeit gezwungen zu sein, zumal in solchen Zeiten, ward dem Tatendurstigen zur Qual. Endlich

wurde er für den bei Kolberg gefangenen General Victor freigegeben, nachdem er sich vorher auf Verlangen Napoleons in dessen Hauptquartier bei Marienwerder vorgestellt hatte. Die Reise dahin gestaltete sich für den Helden zum wahren Triumphzug; der Kaiser aber gab sich aus kluger Berechnung so „scharmant“, daß Blücher für den Augenblick sogar seinen Haß vergaß. „Doch der verfluchte Fuchs fängt mich nicht“, sagte er nachher.

König Friedrich Wilhelm und Zar Alexander, die beiden Verbündeten, empfingen den General sehr freundlich, jener verlieh ihm als Zeichen seiner Dankbarkeit den Schwarzen Adlerorden. Mit Feuereifer befürwortete Blücher angesichts der Zauderer im Hauptquartier einen sofortigen Angriff auf die Feindesarmee, die ihm in erbärmlichstem Zustande erschienen war. Aber nach einem einzigen Gespräch mit General v. Bennigsen wußte der Scharfblickende, was sein Staat von den Russen zu erwarten hatte; er rief ingrimmig: „Wir sind verraten und verlost!“ Fern von diesem Bundesgenossen dachte er sich seinem Vaterlande besser nützlich zu machen; er wurde zum Führer eines Hilfskorps für die Schweden in Schwedisch-Vorpommern ernannt. Mit jugendlichem Feuereifer erfaßte der Alte seine Aufgabe, Pommern zu befreien, Kolberg und Danzig zu entsetzen, aber bald machte der Waffenstillstand allen Unternehmungen ein Ende. Schon hatte er mit Gneisenau, seinem späteren Helfer, Verbindungen angeknüpft, und nun suchte es ihn einen Augenblick, auf eigene Faust weiterzukriegen. Doch er verzichtete, und der Friede von Tilsit ließ seine letzte Hoffnung auf Wiederaufnahme des Krieges erlöschen.

Nun lag das gebemütigte Preußen am Boden, entwaffnet, geknebelt, der Hälfte seines Besitzes beraubt und in den übrigen Provinzen der Willkür des übermütigen Siegers ausgeliefert. Wie in Tausenden von Seelen gärten auch in Blüchers Gemüte Stolz und Haß, Scham und Zorn, aber nur wenige wagten es wie er, seinem Grimme über diesen Frieden in furchtbaren Schmerzensschreien Luft zu machen. Doch in Verzweiflung ließ ihn seine kraftvolle Natur nicht versinken, wie nahe er dieser Stimmung in den Jahren der Knechtschaft manchmal auch war. Hätte er nach dem Friedensschluß am liebsten „die ganze Welt in Feuer und Flammen“ gesehen, so ermannte er sich doch bald zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze und Deutschland frei vom Feinde schauen; dieser Napoleon müsse herunter, und ihm selber sei bestimmt, dazu mitzuhelfen.

„Der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein“, schrieb er an den Minister von Hardenberg. Und an einen Freund in Münster: „Diese Hoffnung hat meine ganze Ergebung bewirkt. Ich werde, so lange ich noch hier bin, das erfüllen, was meine Überzeugung mir Pflicht nennt“.

Seine Überzeugung aber nannte ihm Pflicht, mit allen Kräften mitzuwirken an der Wieder-

aufrichtung des gesunkenen Staates, an der Hebung und Erhebung des Volkes. In dieser Aufgabe beteiligte sich jeder, der Geist und Kraft hatte. Fürstliche Frauen, wie die Königin Luise, Dichter, wie Fichte, Arndt, Schleiermacher, Heinrich v. Kleist, der Turnvater Jahn, ganze Vereine Vaterlandsliebender, wie der von Napoleon gefaßte „Tugendbund“ — alle taten das Ihre, um den Geist der Mannhaftigkeit und Opferwilligkeit zu wecken und zu stärken, um deutsches Wesen und deutsche Gesinnung aufs neue zu beleben durch Schrift und Wort, durch Lehre und Beispiel. Zu unmittelbarer Staatsmännischer Reformarbeit war auch Blücher nicht berufen. Aber als Generalgouverneur von Pommern (1807 bis 1808 in Treptow, 1808—1811 in Stargard, 1811 zuletzt wieder in Treptow) arbeitete er vor allem an der Umgestaltung des eigenen Heeres, wie die neuen Verhältnisse des Staates sie erforderten. Durch sein eigenes ungebrochenes und unbegrenztes Zutrauen zu der Kraft und der Treue des Volkes, durch seinen unentwegten Mut und seine unverhohlene Abscheu wider den fremden Gewalthaber wirkte er auf weite Kreise belebend, aufrichtend und kräftigend. Und mehr als dies: alle Bestrebungen der Patriotenpartei hatten an dem Tapsen, der selbst dem König seine Meinung furchtlos ins Gesicht sagte, ihre treueste Stütze. Unermülich und mit wachsamem Auge war er dafür tätig, daß jezt die rechten Leute an die rechte Stelle kamen. Schon unmittelbar vor dem Tilsiter Frieden hatte er aufs lebhafteste die Zurückberufung seines vom König im Zorn entlassenen Freundes Stein in den Staatsdienst befürwortet und diesem mit Bitten so lange zugesetzt, bis er die von Blücher oft verfluchten „Fautiere“ aus der Nähe des Königs verdrängte. Steins Reformen, die die Nation zu freier Selbsttätigkeit und zum Selbstvertrauen erwecken sollten, namentlich seine Städteordnung, fanden an Blücher einen beredeten Verteidiger und Förderer, und der Staatsmann horchte auf den Rat des Generals, weil dessen Urteil immer treffend und aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpft war. Für das schwere Werk der Heereserneuerung, das Scharnhorst und Gneisenau leiteten, war niemand sachkundiger als der vielerprobte Heerführer. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe tatsächlich abgeschafft, den pedantischen Zwang unnützer Paradekünste verdammt und die Schaffung eines Volksheeres empfohlen. Aufs neue legte er den Freunden beim Antritte ihrer Sendung seine Lieblingsgedanken mit warmen Worten ans Herz. Die Freunde wußten aber auch, was sie und das Vaterland an dem wunderbaren Manne hatten: schon in den Zeiten trübster Not galt er ihnen als der erkorene Held der Befreiung. Darum war es ihnen und allen Hoffenden ein schrecklicher Gedanke, Blücher vor der Zeit verlieren zu müssen.

Dienstlicher Verdruß, traurige Vorfälle in der Familie, das lange Harren unter dem nicht enden wollenden Glend des Vaterlandes

machten den Alten oft reizbar und schwer erträglich; manchmal schien es, als ob dieser helle Geist völlig undüffert werden solle. Im Sommer 1808 verfiel er in schwere Krankheit, von der er sich erst im Frühling 1809 ganz erholte. Da war er bald wieder so lebensfroh und hoffnungsfreudig wie in früheren Tagen. Über die Nachricht seiner Wiederherstellung hocherfreut, schrieb ihm Scharnhorst: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschluß und Glück!“

Dieser Brief fiel in die Zeit, da sich die Spanier erhoben, Oesterreich rüstete und Schill durch seinen verwegenen Auszug die allgemeine Empörung wachzurufen suchte. Blücher folgte allen diesen Bewegungen mit ungedul-

diger Spannung, jeden Augenblick zum Schlagen bereit. Jetzt, so meinte er, mußte Napoleons Geschick sich erfüllen, jetzt galt es auch für Preußen Sieg oder Untergang! Er setzte alle Hebel in Bewegung, den König zum Anschluß an Oesterreich fortzureißen. Ein Gilbote nach dem andern ging von Stargard nach Königsberg und Berlin, der General selbst fand sich in der Hauptstadt ein zur Besprechung mit Gesinnungsgenossen. Dem Könige bekannte er offen seinen Abscheu vor der Knechtschaft: „Ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“ Er erinnerte

seinen Herrn an das Schicksal des entthronten hessischen Kurfürsten und an das schlimmere der Bourbonen. Mit seinem Kopfe verbürgte er einen guten Ausgang, wenn nur zu rechter Zeit losgeschlagen würde. Aber alles Bitten und Vorstellen und Drohen fruchtete nichts. Schließlich erhielt Blücher, wegen eigenmächtiger Schritte an höchster Stelle verdächtigt, gar noch einen scharfen Verweis. Da hielt's ihn nicht länger: er bat um seine Entlassung, — ohne Pension, obgleich er arm sei und sein Brot in fremden Diensten suchen müsse. Dazu aber wollte es der König nicht kommen lassen: er antwortete mit der Ernennung des grim-migen Alten zum General der Kavallerie. Dieser war es zufrieden, meinte aber, der König müsse nicht glauben, daß der General der Kavallerie anders handelte und dächte als der Generalleutnant: „Trage Fesseln, wer da will, ich nicht!“ Auch durch die Niederlagen der österreichischen Waffen ließ er sich

nicht entmutigen, und sogar nach dem Friedensschluß versuchte er noch einmal den König zur Erhebung zu rufen und zwar mit so kühnen Worten, daß er selbst wegen des Eindrucks besorgt war. Nur durch einen raschen Angriff könne der Monarch seinen Thron und das Land vor der Willkür Napoleons retten. „Wir haben also nichts zu verlieren; denn ein ehrenvoller Tod ist besser als ein von der Welt gebrandmarktes Leben.“ Mit weit geringeren Mitteln hätte einst Friedrich der Große, hätten jetzt erst die Tiroler und Spanier der Unterjochung widerstanden. Warum sollten sich die Preußen geringer achten als diese? „Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein fortzudauern. Unwert der Fortdauer, werden wir untergehen.“

Einen Augenblick lang dachte Blücher allen Ernstes wiederum daran, auf eigene Faust loszuschlagen, aber noch größer als sein Tatendrang waren seine Königstreue und sein Pflichtgefühl. So bezwang er seinen trotzigsten Männesmut. Die Handlungsweise eines Schill, dessen Schicksal er tief beklagte, den er als „braven Kerl“ ehrte, konnte nicht die eines Blücher sein.

Aber noch Schwerees gab es zu erdulden. Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise. Und Blücher klagte: „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der stolz der Weiber ist also von



Ernst Moritz Arndt.  
Stich von Bollinger nach Buchhorn.

der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu guht gewesen sein . . . In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber als daß ich Erfahre die Welt brenne an allen vihr Enden.“ Seine aufgeregte Stimmung zu erhöhen, waren auch die anderen Ereignisse und Umstände des Jahres 1810 nur zu geeignet. Napoleon vollendete durch mancherlei Gewaltakte sein System; sein Reich war jetzt größer als je. Auch auf Preußen lastete seine Hand immer schwerer: der Gewalthaber wollte sich dafür rächen, daß man dort an eine Unterjochung Oesterreichs gedacht und daß die Volksstimmung sich in bewaffneten Empörungen geäußert hatte. Nun sollte die Kriegsteuer dem erschöpften Preußen mit um so härterer Schonungslosigkeit entpreßt werden. Zu der Sorge um die traurige Lage des Staates kamen für Blücher mancherlei Widerwärtigkeiten im Dienst und persönliche Geldverlegenheiten. Wie ein Lichtblick in

diesem Dunkel wirkte auf ihn die Berufung des Grafen Hardenberg an die Spitze der Regierung, von der Stein schon im Dezember 1808 auf Napoleons Drängen entfernt worden war. Nun kamen die Verbesserungen zur Erstarkung des Staatswesens in neuen Schwung, und Blücher freute sich der Neuerungen, im Gegensatz zu Offizieren wie York u. a. Daß jedoch Hardenberg, um dem Lande noch eine Zeitlang ungestörte Ruhe zu verschaffen, sich gegen die französischen Forderungen oft zu nachgiebig zeigte, dafür hatte Blücher kein Verständnis. Alles wohlberednete Entgegenkommen erschien ihm würdelos und unnütz.

Das Jahr 1811 schien Preußen in der Tat den Todeskampf bringen zu sollen. Bei dem drohenden Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland war die Gefahr gleich groß, ob es sich für den verhassten Unterdrücker oder für die nichts weniger als zuverlässige östliche Macht entschied. Der französische Kaiser aber, der das zertrümmerte Preußen mit siebenfacher Übermacht unklammert hielt, heischte unbedingte Heeresfolge. In dieser furchtbaren Lage legten Scharnhorst und Gneisenau dem König den bis ins einzelne ausgedachten Plan einer umfassenden, weitverzweigten, wohlgeordneten Massenerhebung vor, und Blücher unterstützte das Beginnen der Freunde mit energischem Zureden. Doch dieses Abenteuer war nichts für den zagenden König, und in der Tat war die Zeit für einen solchen Volksaufstand noch nicht reif. Aber insoweit gab Friedrich Wilhelm den leidenschaftlichen Wünschen der Kriegspartei nach, als er Befehl zu schleuniger Rüstung gab. Blücher jubelte, daß die Zeit des Handelns nun gekommen sei, und sorgte mit seinem Sohne Franz unermüdlich für den Ausbau der Festung Kolberg. „Mein Vater,“ schreibt Franz, „lebt ganz wieder auf, da er Aussicht hat, noch mit Ehren leben oder sterben zu können, und belebt uns alle. Wir heben aus, was gesunde Beine hat.“ In herrlichem Verantwortungsgefühl erklärte der Alte in einem Briefe an Gneisenau, „das velle Anfragen in Berlin“ stelle er jetzt ein; aus dem Stillschweigen auf seine Anträge zieht er den Schluß: „man will mich zu verstehen geben, sey selbständig und handle; ich bin auch nicht so peinlich, kann ich nuhr was Guhts bewürken . . . mein bewußtseyn sagt mich daß ich es bestens meine . . . machen sie doch, daß der König alle die Sicherheits Commissaire und Faulthire von sich entfernt, das Achselzucken und Seuffzen verräth fast alle mahl einen Schufft.“

Schon hatte Blücher in aller Form den Oberbefehl über die in Pommern versammelten Truppen übernommen, da traf ihn (im November 1811) ein unerwarteter Schlag: auf Verlangen Napoleons wurde abgerüstet, wurde er selbst, wenn auch in ehrenvollster Form, entlassen. Jetzt ließen die Tapfersten den Mut sinken. Als gar ein Bündnis mit Frankreich geschlossen ward, schieden auch

Gneisenau, Boyen, Clausewitz u. a. aus dem Dienst, um im Ausland dem Erzfeinde zu schaden; Scharnhorst ließ sich bestimmen, wenigstens die Aufsicht über die Festungen zu behalten. Er wich den Franzosen, die in Berlin einzogen, aus und ging nach Breslau, wohin auch Blücher nach einem kurzen Aufenthalt auf dem ihm vom König geschenkten Gut Kunzendorf im Frühjahr 1812 sich zurückzog. Dort scharte sich um den General anfangs ein Kreis von Gleichgesinnten, mit denen auch Arndt verkehrte. „Groß und schnell“ erschien ihm die „herrliche Gestalt“ des Alten, seine vollen Glieder waren „scharf und fest gezeichnet noch fast wie die eines Jünglings“. Wenn er auch mit jedem seine Scherze trieb, so habe er doch auch bei fröhlichen Gelagen „etwas vom Feldmarschall“ an sich gehabt, und sein Antlitz habe den Ernst der schweren Zeit widergespiegelt: „Auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, neben Schönheit und Hoheit fand man dort auch tiefe Schwermut, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen; hier saß immer die Husarenlist gesammelt und etwas von einem Warden, der auf seinen Fang lauscht . . . Wie freundlich seine Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn.“

Allmählich aber floß der Kreis auseinander, und so wurde es im Sommer 1812 immer einsamer um den alten Recken, dem das untätige Harren diese Breslauer Zeit zur schrecklichsten seines Lebens machte. Der Herbst verging, und noch immer lauschte der Vereinsamte nach Rußland hinüber. Wirr durcheinander flogen die Nachrichten von dorthier, aber der kundige Kriegsmann ahnte bald, daß es schlimm um Napoleon und seine große Armee bestellt sei. Und dann machte die sichere Kunde von dem furchtbaren Gottesgericht, das in den Schnee- und Eiswüsten des Ostens über den Vermessenen ergangen war, die Ahnungen zur Gewißheit: Der Tag der Vergeltung war nahe. Da schlug das Herz des Ungeduldigen hoch auf vor freudiger Begeisterung, an seinen Scharnhorst aber schrieb er Anfang Januar 1817: „Mich juckts in alle Finger den säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unneseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation fürnehmen ist Alles schelm Franzosenzeug mittsamt dem Bonaparte und allseinem ganzen Anhangh vom deutschen boden wegzuwertthillen; so scheint Mich, das kein deutscher man Mehr des deutschen nahmens wehrt seye. jeko ist wiederum die Zeit zu duhn was ich schon anno 9 angeratten; nehmlich die ganze nation zu den Waffen aufzurufen und wan die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegen setzen sie samt dem Bonaparte wegh zu jagen: denn nich nuhr Preußen alleyn sonder daß ganze deutsche Batterland muß widerum herauffgebracht und die Nation hergestelth werden.“

#### 4. Der Held des Befreiungskrieges 1813/14.

Ein erster gewaltiger Schritt leitete die Befreiung ein: General v. York, der Feind aller politischen Neuerungen, hatte am 30. Dezember 1812, nach hartem Seelenkampfe auf eigene Verantwortung mit den Russen den Vertrag von Taurrogen geschlossen und daraufhin das preußische Hilfskorps bei der französischen Armee zu jenen übergeführt. Damit war der Anstoß zu allen weiteren Ereignissen und Taten gegeben. In Ostpreußen wurde unter dem mächtigen Antrieb des aus Petersburg herbeigeeilten Stein die Volksbewaffnung begonnen, und dem Einzug Friedrich Wilhelms in Breslau (25. Januar) folgten die Maßregeln zur Mobilmachung des ganzen preußischen Volkes. Die Generale v. Bülow und v. Borstell hatten sich York alsbald angeschlossen, und nun drängte sich alles zur Erfüllung der vaterländischen Pflicht. Der bis zuletzt schwankende König wurde durch die Kriegspartei

in seiner Umgebung und durch die Begeisterung des Volkes Schritt für Schritt vorwärts gedrängt. Endlich am 23. Februar rang er sich den letzten und vollsten Entschluß ab, den Entschluß, mit Frankreich endgültig zu brechen. Das Bündnis mit Rußland kam zustande, der „Aufruf an mein Volk“ erschien, und von allen Seiten strömten die Scharen, alt und jung, hoch und niedrig, an die Sammelplätze Kolberg, Graudenz und Breslau. Nun lernte selbst der misstrauische König an die Opferwilligkeit seines Volkes glauben: mit Tränen in den Augen schaute er auf die lange Reihe von Wagen, welche die todesmutige Jugend herbeibrachten. Selbst Nichtpreußen eilten zu den Fahnen, unter ihnen der junge Theodor Körner, der als Lütkower Freischärler des heiligen Krieges Sänger und Opfer werden sollte. In wenigen Wochen war ein neues, mit einem neuen Geiste erfülltes Heer geschaffen.

Oberbefehlshaber der preußischen Truppen mußte selbstverständlich Blücher sein, — das



Friedrich Ludwig Jahn. Zeichnung von Georg Engelbach.  
Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

war Scharnhorsts Meinung, und er setzte sie durch gegen manche Bedenken des Königs. Blücher besaß das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres, er besaß die unschätzbare Eigenschaft, die Menschen zu verstehen und sie zu begeistern; seine ungebrochene Vollnatur mit ihrem sieghaften Selbstvertrauen und ihrer fortreisenden Entschlußfreudigkeit machte ihn allen anderen Führern überlegen. In Scharnhorst, seinem Generalstabschef, und Gneisenau fand der Feldherr die rechten Berater für die Kriegsführung. Ihren Vorschlägen konnte er vertrauen, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen.

Etwa Mitte März begannen die Truppen vorzurücken. Während sich York und Bülow im Norden der Elbe näherten und den Franzosen in dem glänzenden Gefechte von Mückeln zeigten, daß man nicht mehr mit dem Heere von Breslau nach Dresden, überschritt die Elbe und rückte Anfang April bis in die Altenburger Gegend. Seine Hoffnung, sich bald

mit dem Gegner messen zu können, wurde durch die Langsamkeit der Russen vereitelt. Da deren Oberbefehlshaber Kutusow auf den Tod erkrankt war, rückte Wittgenstein an dessen Stelle; Blücher, obwohl der ältere General, unterwarf sich bereitwillig dessen Anordnungen, um die Einheit des Kommandos sicherzustellen; diese Einheit wurde aber dadurch wieder in Frage gestellt, daß tatsächlich Zar Alexander selbst die entscheidenden Befehle gab. Als dieser endlich sein Hauptheer heranzuführte, hatte Napoleon seine rasch aufgebrachte neue Armee durch Thüringen geschoben, sie mit der des Vizekönigs Eugen Beauharnais vereinigt und war nun im Anmarsch auf der Straße Weisensels-Lützen-Leipzig. Bei Groß-Görschen warfen sich ihm die Verbündeten am 2. Mai in die Flanken. Blüchers Truppen, noch müde vom Marsche während der Nacht, eröffneten gegen Mittag den Angriff. Bis zum Abend wogte der Kampf gegen einen wesentlich stärkeren Feind hin und her. Mit so ungeheurer Tapferkeit, mit solch leidenschaftlicher Erbitterung kämpften die jungen preussischen Truppen, daß der dem Kugelregen trotzend Napoleon anfangs unsicher zu werden. Schon glaubte er seinen Stern im Untergehen; beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Blücher selbst rauchte, so lange er an bestimmten Stellen hielt, ruhig seine Pfeife. Dann war er mitten im Kampfgewühl, seine Truppen anfeuernd. Er wurde verwundet, ließ sich rasch verbinden, aufs Pferd heben und ritt ins Gefecht zurück. Aber den bestimmenden Einfluß auf die Gefechtsleitung hatte Wittgenstein, und dieser zeigte sich dazu unfähig. Während die russischen Reserven ausblieben, zog Napoleon immer neue Verstärkungen heran. Nach langem blutigen Ringen mußte bei einbrechender Dunkelheit der Kampf eingestellt werden. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei, von Blücher auf gut Glück in die Finsternis hineingeführt, hätte beinahe Napoleon in seine Hände gebracht, scheiterte aber an der Ungunst des von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesengebietes. Der Sieg war auf Seiten der Franzosen, aber er war mit starken Verlusten erkauft, — 22000 Mann gegen 11500 der Verbündeten. In wahrhaft kriegerischer Haltung zogen diese von dem ehrenvoll behaupteten Schlachtfelde. „Das Pulver ist alle,“ rief Blücher seinen Tapfern zu, „drum gehen wir zurück bet hinter de Elbe! Wer nu seggt, dat wie reterieren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! De Franzosen sind et jewahr geworden, mit wem se zu dun hebben. Guten Morjen, Kinder!“ Die Truppen fühlten sich unbesiegt, und im preussischen Heere lebte fortan das Bewußtsein, daß man sogar unter fremden und unfähigen Führern den Siegern von Jena und Auerstedt sich ebenbürtig erwiesen habe. Leider war auch Scharnhorst unter den Opfern des Tages. Am 28. Juni erlag der Schöpfer des Volks-

heeres seiner Wunde; seine letzten Worte weisagten den Deutschen die Freiheit. Blücher hat der unvergänglichen Verdienste des Freundes gedacht, so lange er lebte. In Scharnhorsts Stelle trat Gneisenau.

Gegen den Rat des neuen Generalstabschefs wurde auf Wunsch des Zaren am 20. Mai bei Bautzen eine Verteidigungsschlacht angenommen, in der Napoleon wiederum durch seine Übermacht und mehr noch infolge der Unfähigkeit der russischen Führung siegte. Eine völlige Niederlage wurde nur durch den zeitigen, in musterhafter Ordnung erfolgenden Rückzug Blüchers vermieden. Noch teurer als bei Groß-Görschen hatten hier die Franzosen den Sieg erkauft. „Was“, rief Napoleon grimmig, „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächtere!“

Der Rückzug der Verbündeten ging weiter, südostwärts den Abhängen des Riesengebirges zu. Dabei gelang es Blücher, eine bei Haynau in die Ebene tretende französische Division (26. Mai) mit seiner Reiterei zu überfallen und völlig zu zersprengen. Hatte dieser Sieg für den Verlauf des Krieges auch keine Folgen, so trug er doch zur Ermutigung der Truppen bei. Als der König später die Waffentat wegen des großen Verlustes „bei seinen Garden“ beklagte, erwiderte Blücher: „Ew. Majestät, ich bedauere herzlich den Verlust manches braven Kerls, aber bei solcher Gelegenheit ist der Kopf des Gardisten nicht mehr wert als der des Landwehrmannes“. In zwanzig Gefechten und drei Schlachten hatte sich die neue Armee schon bewährt, als am 4. Juni ein Waffenstillstand, zum großen Verdruß Blüchers und der ihm Gleichgesinnten, geschlossen wurde. Ihre Erbitterung wuchs, als man von unredlichen Übergriffen Napoleons, insbesondere von dem verräterischen Überfall auf das Lützowische Freikorps bei Rixen (17. Juni) hörte. Um so mehr sorgten sie dafür, daß der kriegerische Geist nicht erschlafe, daß das Heer, durch die Landwehr verstärkt, in möglichst guter Ausbildung und Ausrüstung aufs neue ins Feld rücke. „Um Gottes Willen keinen Frieden!“ ließ Blücher dem Staatskanzler Hardenberg sagen. Es gelang, das schmählich zaudernde Österreich und Schweden mit seinem neuen Kronprinzen, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, für das Kriegsbündnis zu gewinnen. Endlich, am 10. August, brachten Feuerzeichen, die von Berg zu Berg aufstammten, den in Schlesien stehenden Heeren die frohe Kunde, daß der Krieg von neuem beginne.

Der veränderten Lage gemäß wurden drei Armeen aufgestellt: die böhmische oder Hauptarmee, 254000 Österreicher, Russen und Preußen unter dem diplomatisch geschickten, durchaus ehrenhaften, aber unentschlossenen Fürsten Schwarzenberg, dem es Blücher nach dem Kriege trotz aller Fehler nicht vergaß, daß er den Feind zu schlagen verstand, obwohl er — drei Monarchen in seinem Lager hatte. Dann die Nordarmee, 126000 Preußen und

Schweden, unter dem Oberbefehl des unzuverlässigen Bernadotte, dem die preußischen Generale Bülow und Tauenzien beigegeben waren; endlich die schlesische Armee, 105 000 Russen und Preußen, mit Blücher an der Spitze, dem wieder Gneisenau als Generalstabschef zur Seite stand. Der allgemeine Kriegsplan war auf Vorsicht angelegt: jede Armee sollte eine Schlacht vermeiden und sich mit Unterstützung des jeweils bedrohten Heeres begnügen, bis der Feind eingekreist wäre und durch Zusammenwirken der gesamten Streitmacht die Entscheidungsschlacht geliefert werden könnte. Blücher aber in seinem Vorwärtsdrang wollte sich so nicht binden lassen; als er sich weigerte, unter solchem Kriegsplan seine Armee zu führen, setzte er es durch, daß ihm mehr Freiheit des Handelns gelassen wurde.

Der gleiche selbständige, siegeszuversichtliche Geist, den der Feldherr bewies, herrschte auch in seinem Offizierkorps. Mit Gneisenau, dem kühnen Schlachtendenker, dessen Wahlspruch war: „Tapfer, treu, glücklich“, wuchs Blücher immer inniger zusammen in unverbrüchlichem Vertrauen. Nicht so ungetrübt war das Verhältnis zu York, der seine gallige Kritik sowohl über den „alten Haudegen“ wie über die „gelehrten Generale“ von der Art Scharnhorsts und Gneisenaus ergoß. Blücher aber, der nur auf den soldatischen Wert seines Untergebenen sah, ließ sich in seiner Hochherzigkeit davon nicht anfechten. Er sagte gelassen: „Der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonnieren, aber wenn es losgeht, dann heißt er an wie keiner“. Unbequeme Untergebene waren auch die russischen Generale, der Franzose Graf Langeron und der Walte Sacken, aber in dem letzteren fand Blücher doch einen ebenso entschlossenen wie vorsichtigen Führer. Neben diesen Hauptgestalten aber gehörte noch gar manche stolze und kraftvolle Persönlichkeit zu dem Blücher'schen Heldenkreise, Männer, die jetzt im Kriege und später im Leben sich hervortun sollten. Sie alle waren erfüllt von Liebe und Bewunderung für den großen Feldherrn, von der Siegesgewißheit und der Unternehmungslust, die ihn beseelten. Und dieser Geist ging auch auf die Mannschaften über. Selbst die Russen wurden davon angesteckt; die Kosaken begrüßten den Alten, wo er sich zeigte, mit endlosen Hurrarufen und erzählten einander,



August Neithardt von Gneisenau. Gemälde von Gebauer.  
Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

er sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren. Kein Wunder, daß die schlesische Armee die am kraftvollsten geleitete war, daß sie die Seele des Krieges ward.

Blücher übernahm alsbald die Einleitung tatkräftigen Handelns: „Die Narrenpöffen der Diplomaten und das Notenschmierer müssen nun einmal ein Ende haben. Ich werde den Takt ohne Noten schlagen.“ Er ging bis zum Bober vor, und gegen ihn wandte sich Napoleon zuerst; er dachte den „alten Fuchs“ aus seinem Bau zu locken, ihn zu einer Schlacht zu verleiten. Aber Blücher wich den Stößen aus, die Napoleon persönlich gegen ihn mit Übermacht zu führen versuchte, um dazwischen (am 26. August) mit vernichtender Wucht über seinen Unterfeldherrn Macdonald an der Mündung der wütenden Neiße in die Raxbach herzufallen. Den Regenstrom dieses Tages, der die Flüsse zum Verderben des Feindes mächtig anschwellte, nannte Blücher seinen „lieben Verbündeten“, der Unterstützung seiner treuen Gehilfen und dem Opfermut der Truppen schrieb er die Ehre des Sieges

zu, im Grunde aber war dieser erste frucht-  
bare Sieg der Entschlußkraft und Fähigkeit  
des Alten selbst zu verdanken. Am 1. Sep-  
tember nach harter Verfolgung, konnte der  
Feldherr stolz verkünden: „Schlesien ist vom  
Feinde befreit, dessen Armee aufgelöst!“ An  
seine Frau aber schrieb er: „Napoleon ist in  
der Tinte!“ Das Heer war stolz auf seinen  
vollstümlichen Helden, der Mut der Ver-  
bündeten aber hob sich um so mehr, als drei  
Tage vor der Schlacht an der Ratzbach Bülow  
und Tauenzien bei Großbeeren den Anprall  
des Marschalls Dudinot kräftig abgewiesen  
und dadurch den Plan einer Einnahme von  
Berlin vereitelt hatten. Die Siege von Hagel-  
berg (27. August) und von Dennenwitz (6. Sep-  
tember) vollendeten diesen Erfolg der Nord-  
armee. Weniger glücklich hatte in den gleichen  
Augusttagen die ohne Einheitlichkeit und festen  
Willen geleitete Hauptarmee ihre Unter-  
nehmungen geführt. Bei Dresden (26. und  
27. August) umstrahlte noch einmal, zum  
letzten Male auf deutschem Boden, den fran-  
zösischen Kaiser der Sieg; aber wenn er da-  
durch auch Schwarzenberg zum Rückzug auf  
Böhmen zwang, die Früchte seines Erfolges  
wurden ihm durch die furchtbare Niederlage  
seines Generals Vandamme bei Kulm und Kol-  
lendorf (29. und 30. August) dennoch geraubt.

Trotz aller dieser Schläge, die Napoleon  
in kurzer Zeit um 70 000 Mann ärmer gemacht  
hatten, stand der Imperator immer noch ge-  
waltig um Dresden. Der Kronprinz von  
Schweden ließ den Sieg von Dennenwitz un-  
benutzt, und die böhmische Armee rührte sich  
nicht vom Flecke: sie zauderten vor dem Genie  
Napoleons. Claufewitz spottete, die beiden  
Teile ständen sich gegenüber wie der Hund  
und die Feldhühner, die einander starr an-  
sehen, bis der Jäger sein „Faß an!“ ruft.

Von Blücher und Gneisenau ward endlich  
dieser erlösende Ruf angestimmt; sie über-  
nahmen die Hauptrolle, da die andern nicht  
wollten. Der wiederholte Befehl zum Ab-  
marsch nach Böhmen war von ihnen unbe-  
folgt geblieben, weil sie durch eine Ver-  
einigung mit der großen Armee nur lahm  
gelegt zu werden fürchteten. Eine Zeitlang  
blieb die schlesische Armee bei Bautzen stehen.  
Als aber auch hier die Sache ins Stocken  
geriet, da gab es für Blücher nur noch eins:  
Vorwärts — vorwärts über die Elbe hin-  
über zur schließlichen Entscheidung! Alle  
abmahnenden Versuche seiner Generale wies  
er ab mit den Worten: „Kriegsrat halte ich  
nicht!“ Auf eigene Verantwortung führte  
er den kühnen Plan Gneisenaus aus, nord-  
westwärts über den Strom zu schreiten; da-  
durch hoffte er den Zauderer Bernadotte mit  
sich fortzureißen und die zögernde Haupt-  
armee nach sich zu ziehen. Am 26. September  
brach Blücher aus der Lausitz auf: es war  
die entscheidende Wendung des Feldzugs. Am  
3. Oktober frühmorgens führte er seine  
Truppen über die Elbe, Wartenburg gegenüber,  
wo der General Bertrand mit 15 000 Mann  
eine feste Stellung bezogen hatte. Blücher ließ

die Truppen beim Übergang über die in der  
Nacht gebaute Brücke an sich vorbeiziehen.  
Über den Wipfeln der Bäume sah man den  
Rauch aus den Gassen von Wartenburg em-  
porsteigen. „Seht, Jungens,“ rief Blücher,  
„da backen sich die verfluchten Franzosen  
Weißbrot zum Frühstück; das wollen wir  
ihnen wegnehmen, derweil es noch warm ist.“  
Mit Gefang und Hurra rückten die Truppen  
vor und nahmen im Sturm die fast unein-  
nehmbare feindliche Stellung nach blutigem  
Kingen. Der höchste Siegespreis fiel dem  
Korps Yorks zu, der sich damals den ihm  
später vom König verliehenen Ehrennamen  
York von Wartenburg verdient hat. Am  
Abend, als im Wartenburger Schloß der  
Sieg gefeiert wurde, hob Blücher den Becher  
zu dem jungen Scharnhorst, des Vaters in  
bewegten Worten gedenkend: er selbst sei nur  
ein Handwerker, der ausführe, was jener  
geplant. An einen Freund aber schrieb er:  
„Der große man soll in Leipzig sein und ich  
werde ihm in einigen Tagen aufwahren  
meine Landwehr hat mervellie[Wunder] getan.“

Was der Kühne gehofft hatte, trat ein:  
auch Bernadotte schritt über die Elbe, die  
böhmische Armee schickte sich an, auf die  
schlachtberühmten Gefilde um Leipzig zu ziehen,  
und Napoleon räumte das rechte Elbufer  
mit Ausnahme Dresdens. Doch bald zeigte  
sich Bernadotte wieder in seiner ganzen Un-  
zuverlässigkeit. Aus Furcht vor dem heran-  
drängenden Napoleon wollte er über die  
Elbe zurückweichen, doch Blücher weigerte sich  
unter tausend Kreuz-Granaten-Bombendonner-  
wettern auf den schwachen Kerl von Hafensuß,  
ihm auf diesem schwächlichen Rückzuge zu  
folgen. Er wich Napoleon aus, sich am  
9. Oktober von Düben an der Mulde nach  
Halle an der Saale wendend. Dort wurden  
Blücher und seine Leute mit ungeheurem  
Jubel empfangen und gästlich aufgenommen:  
man holte bei Becherklang und vaterländischen  
Gesängen noch einmal Atem vor der Ent-  
scheidungschlacht bei Leipzig, wo Napoleon  
sich zu stellen gezwungen ward: wenn er sich  
nicht an den Rhein oder gar über den Rhein  
zurückziehen wollte, mußte er den Kampf eben  
da annehmen, wo die Gegner es wollten;  
sonst wären seine deutschen Freunde, wie die  
Bayern schon getan hatten, alle seine Rhein-  
bundgenossen sofort von ihm abgefallen. Für  
die Herrschaft über den deutschen Boden wagte  
er den schweren Kampf, und daß es so kam,  
war im wesentlichen das Verdienst Blüchers  
und Gneisenaus.

Am 15. Oktober zog Blücher von Halle  
ab, während Bernadotte zwischen Rötten und  
Halle noch stehen blieb, die böhmische Armee  
aber bereits von Süden her im Anmarsch  
auf Leipzig war und schon am 14. einen  
heftigen Kampf bestand. Am 16. frühmorgens  
tobte im Süden bei Wachau bereits die  
Schlacht, als auch Blücher von Norden her  
mit einem Sturm auf die Höhen bei Möckern  
den Kampf begann. „Na, Kinder,“ rief er  
seinen Leuten zu, „heute haut mal auf gut

preußisch drein!" Und sie taten es: sechsmal stürmten sie unter feindlichem Kanonenfeuer gegen das besetzte Dorf und verloren es wieder. Endlich führte York seine Reiterei zur Unterstützung des Fußvolkes gegen die Höhen unter dem Rufe: „marsch, marsch, es lebe der König!“, und nach einem wütenden Häuserkampfe wurde der Feind auf Leipzig zurückgeworfen. Nicht so froh wie Blücher konnte Schwarzenberg auf den Ausgang dieses Tages blicken, aber die stürmische Tapferkeit der schlesischen Armee hatte ihn durch die Beschäftigung eines Theils der Napoleonischen Streitkräfte wenigstens vor einer Niederlage behütet. Am 17. Oktober versuchte Napoleon, durch Unterhandlungen die ihm auf dem Schlachtfeld versagten Vorteile zu erreichen, aber die Verbündeten nutzten die Zeit zur Heranziehung ihrer Reserven. Am frühen Morgen des 18. ritt Blücher in das Hauptquartier des in zwischen näher gerückten Bernadotte hinüber, um ihn unter allen Umständen zur Teilnahme an der großen Entscheidung zu bewegen.

Der Franzose machte mit geschmeidiger Höflichkeit allerlei Ausflüchte, vor allem mit dem Hinweis auf seine herabgeminderte Truppenzahl. Da schnitt ihm Blücher seinen Grund ab: indem er ihm in selbstloser Weise die Hälfte seines eigenen Heeres zur Verfügung stellte, verzichtete er im Augenblicke der durch ihn selbst herbeigeführten Entscheidung auf selbständiges Eingreifen und den Ruhm eines neuen Sieges. Herrlicher konnte der Latendurstige die Uneigennützigkeit seiner Vaterlandsliebe nicht beweisen.

Und so hob denn am 18. Oktober ein Völkerringen an, wie es die Welt seit Attilas Zeiten nicht mehr gesehen hatte. Alle Kraft der Schlachtführung und alle Tapferkeit der französischen Truppen konnten Napoleon nicht mehr retten: vor dem Sturm der Verbündeten auf die Stadt trat er den Rückzug

über die Elsterbrücke an, nur ihre matte Verfolgung gewährte den Geschlagenen in Erfurt zwei Ruhetage; dann wälzte sich der Strom der Flüchtigen fort, dem Rhein entgegen, durch Krankheiten schrecklicher heimgesucht als durch mörderische Feindeskugeln. Bei Hanau versuchte der bayrische General Brede dem fliehenden Kaiser den Weg zu verstellen, aber dieser brach hindurch und entkam in sein Reich.

Während der Entscheidung vor Leipzig waren die deutschen Vasallen Napoleons, die Sachsen und Württemberger, mit klingendem Spiel zu den Verbündeten übergegangen; damit war am Tage der Befreiung zugleich auch der Grund künftiger deutscher Einheit gelegt. Aber an dem Ruhme dieses Tages durften die Abtrünnigen nicht teilnehmen.

Am 19. Oktober zogen die Sieger in die erstürmte Stadt, umjubelt von hellen Freudenrufen, die überall im deutschen Lande millionenfachen Widerhall fanden. Der mächtigste Jubel aber umscholl Blücher, den Marschall Vorwärts, wie ihn zuerst die Kosaken nannten, den Befreier Deutschlands, als den ihn der Zar in Gegenwart der übrigen Monarchen begrüßte. Es regnete Orden und Ehren-

gen auf ihn herab, das ganze Volk jauchzte ihm entgegen, aber der Ruhm umnebelte ihm nicht die Sinne. „Mit die ordens“, so schrieb er seiner Frau am Schlusse eines Briefes, in dem er sie nach seiner Rangerhöhung als „Frau Feldmarschallin“ begrüßte, „weiß ich mich nun kein Raht mehr ich bin wie ein alt Rutsch Pferd behangen, aber der gedanke lohnt mich über alles daß ich derjenige wahr der den übermüthigen tihrammen demüthigte.“

Den „tithrammen“ nun auch völlig zu vernichten, war Blüchers einziger Gedanke. Aber die Verfolgung fiel nicht so tatkräftig aus, wie er und Gneisenau es wünschten. Doch an der neuen Aufgabe, die der letztere gleich



Major F. v. Schill.

Stich von F. W. Bollinger nach L. Wolf.

inmitten des Siegesjubels aufgestellt hatte, hielten sie fest. Sie lautete: der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden. Am Morgen des 20. schon folgte Blücher selbst dem großen Flüchtling, setzte ihm bis Fulda nach, fand aber mehr Gelegenheit, den Inhalt seiner Feldflasche und seines Brotbeutels mit verwundeten Franzosen zu teilen, als den Fliehenden zu schaden. Unter verzögernden Befehlen kam er bis zum Rhein, wurde aber am 11. November von Düsseldorf an den Main beordert, wo er bis zum Jahreschluß untätig verharren mußte.

Die Diplomaten schienen wieder einmal zu verderben, was das Schwert errungen hatte. Grimmig schalt der Feldmarschall auf die Federfuchser, sprach er von Schuften, die den Galgen verdienten. „Übern Rhein oder zur Ruhe“ war und blieb seine Losung. Auch Stein trat mit flammendem Eifer für die Fortsetzung des Krieges ein, wozu man endlich auch im Hauptquartier zu Frankfurt entschlossen war. Aber der Kriegsplan war gestünzelt, seine Ausführung langsam und mattschuldig. Die Hauptarmee sollte auf weiten Umwegen durch Baden, Elsaß und die Schweiz nach der Hochebene von Langres vorrücken, um durch eine „Winterbewegung“, wie die K. K. Kriegstheoretiker meinten, den Imperator zum Frieden zu zwingen. Blücher aber blieb bei der Ansicht, daß der Krieg nur an der Seine enden dürfe, mit der Eroberung der Hauptstadt des zentralisierten Frankreich. Doch den lästigen Stürmer und Dränger dachte man durch die Belagerung von Mainz zu fesseln und ihn so dem Kriegsschauplatz fern zu halten. Da kamen die „Diplomatiker“ aber schlecht bei ihm an. Nach langem, heftigem Streite setzte er seinen Willen durch, und in der Neujahrsnacht überschritt er mit seinen Truppen bei Raab den Rhein. Mit Jubel und Freudentränen empfingen die linksrheinischen Deutschen den Befreier. Ohne ersten Widerstand zu finden, zog er durch Lothringen, über Mosel, Maas und Marne. Seine Losung blieb „Vorwärts!“ Der alte Held wollte die jetzt auf der Hochebene von Langres unschlüssig stehenden Zauderer zum gewissen Siege mit fortreißen; die aber sahen in seinem Drängen nur Eitelkeit und Ruhmsucht. Das focht Blücher wenig an. Er schob sein Heer mitten hinein zwischen den von Chalons heranrückenden Napoleon und die große Armee: bei Brienne an der Aube, wo der junge Korps einst die Kriegsschule besucht hatte, kam es am 29. Januar zum ersten Zusammenstoß, bei dem Blücher und Gneisenau fast in die Hände der Feinde gefallen wären. Aber die ohne Entscheidung abgebrochene Schlacht wurde am 1. Februar auf dem rechten Ufer des Flusses bei La Rothière wieder aufgenommen; sie endigte mit einer allseitigen Niederlage Napoleons. Eine tatkräftige Verfolgung war in der rings verschneiten Landschaft um so mehr unmöglich, als Schwarzenberg den Nachschub von frischen Truppen versäumt hatte. Immerhin, der Erfolg war

groß: der Marschall Vorwärts hatte beim ersten selbständigen Kampfe mit dem größten Feldherrn der Zeit den seit Jahrhunderten geltenden Glaubenssatz zerstört, daß Frankreich auf seinem eigenen Boden unbesiegbar sei. Napoleon selbst war aufs äußerste betroffen und in seiner ersten Niedergeschlagenheit zu Opfern bereit, die früher seinem Stolze unerträglich gewesen wären. Schon begannen die Friedensverhandlungen zu Châtillon an der Seine. In diesem wichtigen Augenblick machte sich der Zwiespalt im Hauptquartier in einem unsinnigen Beschlusse geltend: die eben erst vereinigte Armee sollte wieder getrennt werden, die Hauptarmee an beiden Ufern der Seine, Blücher die Marne abwärts gegen Paris ziehen. Die Zauderer ließen den unbequemen Mahner zum Vorwärtsgehen dazu noch im Stich, indem Schwarzenberg das Wittgensteinsche Korps, das zwischen den beiden Armeen die Verbindung unterhalten sollte, ohne Benachrichtigung Blüchers zu sich heranzog. Wohlgenut zog dieser mit vier durch weite Abstände getrennten Korps durch Wind und Wetter, Regen, Schnee und Frost über die kahle Hochebene der Champagne. Eine Sicherung nach der linken Flanke schien unnötig, weil man dort Wittgenstein wählte. Napoleon merkte alsbald den begangenen Fehler, und mit der alten Kraft und Schnelligkeit sich gegen Blücher wendend, schlug er diesen seinen furchtbarsten Gegner und dessen Untergenerale, jeden einzeln, am 10., 11., 13., 14. Februar. In dem letzten Gefechte, bei Stoges, kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher und seine tapfersten Generale standen in ein Viereck preußischer Fußtruppen eingepreßt, von überlegenen feindlichen Reiterjahren rings umschwärmt. Der greise Feldherr suchte den Tod, lebend wollte er sich nicht fangen lassen. Da sprach General Grolmann mit mächtiger Stimme zu den Truppen, entflamte aufs neue den Mut der Verzweifelnden, und mit gefälltem Bajonett bahnten sie ihren Führern den Weg zu dem nahen schützenden Walde. Die Verluste dieser Tage waren groß, von 55 000 Mann etwa 15 000. Aber die tapfere Haltung der Truppen, die sich auch in verzweifeltsten Lagen bewährt hatte, erhielt dem schlesischen Korps den alten Geist der Tatkraft und der Angriffslust. „Wir taten, als ob wir nicht geschlagen wären,“ sagte nachher Gneisenau, und selbst ein Blücher abgünstiger Mann wie der Fürst Metternich pries die unvergleichliche Tapferkeit dieser Truppen. Der englische Oberst Hudson Lowe aber, der spätere Wächter des Gefangenen von St. Helena, fand kaum Worte genug, um den Löwenmut und die Mannszucht der halbverhungerten Mannschaften, das begeisterte Beispiel der Führer und besonders des Feldmarschalls, „welcher allenthalben und an den gefährlichsten Stellen war“, hinlänglich zu pfeifen.

Doch das Gestirn des Kaiserreichs hatte sich noch einmal strahlend und verheerend



Fürst Gardenberg. Gemälde von Lawrence.

Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.

erhoben. Der Zusammenhalt der französischen Truppen festigte sich aufs neue, und die Masse des Volkes, namentlich die über den harten Kriegsdruck erbitterten Bauern standen mit Begeisterung auf seiten Napoleons. In Paris aber lebten und wirkten seine heimlichen und offenen Gegner. Darum mußte der Besitz der Hauptstadt den Krieg entscheiden, — das mußte Napoleon, daran hielten Blücher und Gneisenau fest. Sie fürchteten nur, daß die Friedensverhandlungen zu Châtillon allen ihren unverminderten Siegeshoffnungen ein Ende bereiten könnten. In der Tat drohte von dorthier, von der Selbstsucht und dem Ränkespiel der Diplomaten, der Vollendung des Kriegesmerkes die größte Gefahr, besonders

seitdem Napoleon neuerdings auch einem Teile der Hauptarmee, den Württembergern, bei Montereau eine Niederlage (18. Februar) bereitet hatte. Rückzug auf Langres! war Schwarzenbergs Lösung, zu einer Entscheidungsschlacht vermochte der seit dem 21. Februar wieder mit der Hauptarmee vereinigte Blücher die Zauderer trotz gewaltiger Übermacht nicht zu bestimmen. Zwiespalt drohte der ganzen Verbiindung. Da brachte Marschall Vorwärts wiederum die entscheidende Wendung. Grolmann, einer der tüchtigsten aus der Schule Scharnhorsts, hatte den Gedanken ausgesprochen, man möge sich von der Großen Armee wieder trennen, und Blücher nahm diesen kühnen Gedanken mit

Feuereifer auf und setzte ihn im Hauptquartier durch. Nach seinem schleunigen Abmarsch gen Norden (24. Februar) scheiterten die Friedensverhandlungen an dem Starrsinn des wieder übermütig gewordenen Imperators. Doch schon wandte sich das Waffenglück wieder seinen Gegnern zu. Napoleon, der sofort gegen Blücher zog, kam zu spät, um ihn allein zu fassen. Dieser hatte in Gilmärschen, ohne Rücksicht auf verschiedene ihm wieder zurückrufende Befehle, seinen Zug bis Soissons fortgesetzt, wo er (am 3. März) mit Bülow's Heer, das seit November 1813 die rühmliche Tat der Eroberung Hollands vollbracht hatte, sich vereinigte. Wie eine Räuberbande erschienen die abgerissenen, ausgehungerten und verwahrlosten Mannschaften Blüchers dem aus den behäbigen flandrischen Winterquartieren kommenden General; aber sie sollten wie die „Grasteufel“ König Friedrichs bald zeigen, daß sie „zu beißen“ wußten. Bei Craonne an der Aisne drängte Napoleon am 7. März die Russen zurück; am 9. März rückte er durch sumpfige Niederungen zum Angriff vor gegen die Felsenstadt Laon, den Stützpunkt des Blücher'schen Heeres. Der Schlachttag blieb ohne Entscheidung, aber ein schauriger Nachtangriff, von York und Kleist geführt, bereitete dem überrumpelten General Marmont eine völlige Niederlage.

Noch stand Napoleon selbst unbefiegt. Am folgenden Tage wurde auch er zum Rückzug gezwungen. Die Ausnutzung des Sieges aber unterblieb, da der plötzlich erkrankte Feldmarschall die Unternehmungen selbst nicht mehr leiten konnte: die furchtbaren Anstrengungen dieser Wochen hatten den Alten erschöpft an Leib und Seele. Er litt an einer Augenkrankheit, die ihn zum Tragen einer Binde behufs Linderung der heftigen Schmerzen nötigte und ihn zu seinem Verdruß ans Zimmer fesselte gerade in einem Augenblick, wo der letzte entscheidende Schlag geschehen mußte. Seitdem er selbst aber nicht mehr befehl, kamen die

Gegensätze zwischen den harten, schroffen Charakteren seines Hauptquartiers zum Ausbruch. Weder York noch Kleist noch Bülow wollten sich dem „Phantasten“ Gneisenau unterordnen. Besonders York fluchte über jede Anordnung des ihm Verhafteten; es kam so weit, daß er die Armee zu verlassen drohte. Da schrieb ihm der kranke Held: „Alte waffen gefehrte, verlassen sie die arme nicht, da wir am Ziel sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so bald der Kampf vollendet.“ Und York antwortete: „Gw. Excellenz eigenhändiges Schreiben ist der Ausdruck Ihres biederen Herzens, welches ich immer schätzen und schützen werde. Ich werde mich schlagen, solange man schlagen muß, dann aber mit Freuden Platz machen der Arroganz und den System-Aufstellern.“ So wurde der alte Flegel durch Blücher vor einem verhängnisvollen Schritte bewahrt.

Unterdessen hatte auch die Hauptarmee den Vormarsch wieder aufgenommen. Schon am 27. Februar war Schwarzenberg von König Friedrich Wilhelm bei Bar über den Höhen der Aube zu einem Angriff auf den Marschall Lüdinet gedrängt worden, hatte aber wiederum den Sieg nicht ausgenutzt. Die Uneinigkeit im Kriegsrat dauerte fort, bis der plötzliche Anmarsch Napoleons die Schlacht von Arcis an der Aube (21. März) herbeiführte. Unter heroischen Kämpfen gegen die mehr als dreifache Übermacht gelang es

ihm hindurchzubrechen. Der Geschlagene wandte nun das verwegenste aller seiner Manöver an, als er den Rücken der Feinde in weitem Bogen zu umgehen suchte, um ihnen im Anmarsch auf seine Hauptstadt zu vorzukommen.

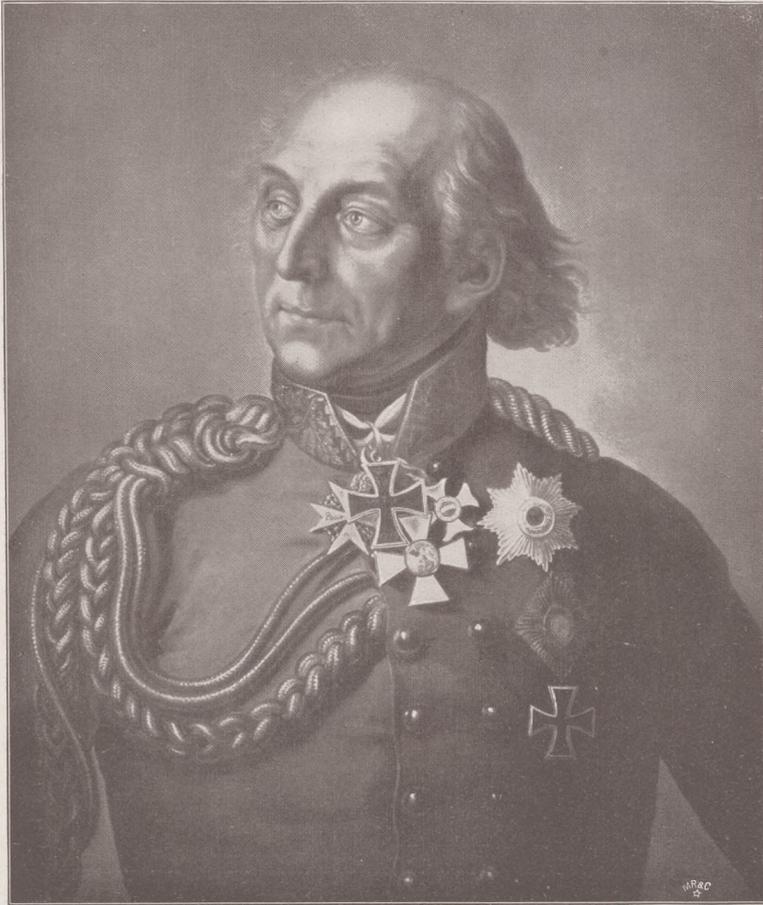
Das große Drama neigte sich rasch zu Ende. Auf Paris hatte sich die schlesische Armee von Norden her schon am 18. März in Bewegung gesetzt, Blücher folgte ihr zu Wagen, auf dem Kopfe einen großen Damenhut mit einem grünen seidnen Schleier zum Schutze seiner stark entzündeten Augen. Der Alte war immer teilnahm-



Freiherr vom Stein.  
Stich von Vollinger nach Ringflacke.

lofer geworden, er dachte an Niederlegung des Kommandos. Da wech- ten verschiedene Nachrichten die nur schlum- mernde Tat- kraft des Hel- den: ein von Streifreitern aufgefangener Brief Napole- ons an die Kaiserin Marie Luise gab Auf- schluß über die neuen kühnen Pläne des Viel- gewandten, und von der großen Hauptarmee kam die Bot- schaft, daß sie heranrückte und sich mit Blü- cher vereinigen werde. Losung: ohne Verzug auf Paris! „Nun heißt es,“ rief der Alte aufatmend, „nicht mehr bloß bei uns, sondern überall vorwärts!“

Seine Krank- heit ließ nicht nach, aber er schüttelte den Druck ab, den sie auf sein Ge- mit ausgeübt hatte. Nun war die befeli- gende Gewißheit der nahen letzten Entschei- dung da! Nun gab es keine Winkelzüge, kein diplomatisches Ausbiegen mehr. Zum ersten Male während dieses ganzen Feldzuges war eine Übereinstimmung zwischen den beiden Hauptquartieren. Das Verlangen, vorwärts zu kommen, ließ dem Ungeduldigen selbst in der Nacht keine Ruhe. Noch mehrere Male ward es notwendig, Blut zu vergießen, um Hindernisse hinwegzuräumen, und auch der Zutritt zu der stolzen Stadt, die seit Ottos II. Zeiten kein deutsches Heer vor ihren Mauern gesehen, mußte mit Blut erkaufte werden. Am 31. März zogen die verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer Truppen in das be- zwungene Paris ein. Napoleon war nur noch ein paar Stunden von seinem Ziel entfernt gewesen, als ein Eilbote mit der Nachricht kam, Paris sei gefallen. Damit war sein Schicksal besiegelt. Bald darauf dankte er ab; die kleine Insel Elba wurde dem Welt- eroberer als Reich zugewiesen.



⊗ Hans David Ludwig von York. Gemälde von Gebauer. ⊗  
Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Was erreicht war, durch Blücher war es im Grunde herbeigeführt. Das gestand auch sein besiegtter Gegner zu. Der Siegesfeier selbst mußte der immer noch schwer Leidende fernbleiben. Am Abend des 1. April zog er in aller Stille in die Stadt. Ihn besellte nur das Gefühl des Dankes und erfüllter Vergeltung. Seiner geliebten Königin ge- denkend, sagte er: „Sie ist gerächt.“ Von seinen Truppen nahm er Abschied wie ein Vater von seinen Kindern, sie mit bewegten Worten der Gnade und der Dankbarkeit des Königs empfehlend. Dieser belohnte ihn mit der Fürstenwürde unter dem Namen „Blücher von Wahlstatt“; Sneysenau erhielt den Grafen- titel. Und auch die Mittel zu dem Titel wurden dem neuen Fürsten gegeben: erträgnis- reiche Güter in Schlesien, darunter als Haupt- gut Krieblowitz südwestlich von Breslau. Der Alte ließ sich die Auszeichnung mit Wider- streben gefallen; weit wertvoller als ein hoher Name erschien ihm die Anerkennung des dankbaren, des befreiten Vaterlandes.



Graf Bülow von Dennewitz. Gemälde von Gebauer.  
Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

## 5. Friedensfeier und neuer Krieg.

Drei Wochen dauerte es noch, bis der alte Recke endlich genas. Mit seinem Lebensmut stellte sich auch sein Gang zum Spiel wieder ein. Die Karten und Würfel, die er während des Feldzugs nicht berührt hatte, wurden wieder hervorgeholt. Im Palais royal, dem Sammelpunkt der Pariser Lebewelt, war dazu reichlich Gelegenheit. Da tat er ganz, als wenn er zu Hause wäre, und die feinen Pariser Herrchen entsetzten sich, wenn sie ihn ohne Rock, seine Tonpfeife schmauchend, darsitzen sahen. In die französische Art konnte aber auch er sich nicht finden: „in Paris wie in ganz Frankreich gefellt es mich nicht, u ich sehne mich nach deuttschen ländern,“ schrieb er an einen Freund. Doch er mußte seine Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kindern noch bezähmen; denn vorerst folgte er mit dem König, dem Zaren und einigen Kampfgenossen einer persönlichen Einladung des Prinzregenten Georg nach England. Schon in Paris hatte ihm „das nerrische

Volk der Engelder“ behagt, wie sie selbst an seinem ungezwungenen Wesen sich gefreut hatten. Freilich, bei den Ehrenbezeugungen, den kostbaren Geschenken und dem Händeschütteln, mit dem ihm die Inselvettern zusetzten, ward ihm manchmal bange: „wenn ich nicht tohll werde, so ist es ein wunder“. Doch noch weit mehr mußte er auf der Insel selbst ausstehen. Schon bei der Landung in Dover empfing ihn das in Massen herbeigeströmte Volk mit urkräftiger Begeisterung. Sein Weg zur Hauptstadt führte durch ein geradezu lebensgefährliches Gedränge. In London wartete seiner ein überwältigender Empfang. „Ich begreiffe es nicht“, so schrieb er an sein „libes malchen“, seine „Grtzens libe Frau“, „daß ich noch lebe, daß volk hat mich bey nahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt und mich getragen . . . von dem Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hint mich am dunkelblauen hande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillanten besetzt wahr um den Hals.“ Auf der Straße, im Theater, in den Klubbhäusern, beim Wettrennen, überall wo „old Blucher“ sich sehen ließ, war er der Mittelpunkt anstrengender Ehrungen. Jeder Maler wollte ihn malen, ganz London seine Hand schütteln, eine endlose Reihe von Damen eine Feder von seinem Helmbusch oder sonst ein Andenken haben. Blüchers Leibhusar konnte nicht genug Wünsche auftreiben, um alle Ansprüche der durchaus nicht knausernden Frauen zu befriedigen; er soll sich später von dem Ertrag ein Gütchen gekauft haben. Selbst in seiner Wohnung war der Geseierte nicht sicher. Eines Morgens war sein Vorzimmer schon früh mit Damen gefüllt; um sie abzusteuern, bediente er sich einer List. Er ging als flotter Schwere nötter auf die erste zu, umarmte und küßte sie. Er hatte gemeint, nach solcher Attacke würden alle entsezt fliehen. Allein sie hielten stand, bis jede ihren Kuß hatte. Am andern Morgen war sein Vorzimmer noch früher und noch stärker angefüllt, aber der Held der Schlachten

wagte sich nicht hinein. Auch in anderen Städten wetteiferte man, ihn mit Ehren zu überschütten. Die Gelehrte Gesellschaft zu Göttingen ernannte den Ungelehrten zu ihrem Ehrenmitglied, die Universität Oxford gar zum Ehrendoktor. Da meinte er nur: „Na, Gott straf' mir! soll ich Doktor werden, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zu meinem Apotheker machen, denn wir zwei gehören nun einmal zusammen.“

Beifallsmüde und ehrenfroh kehrte der Feldherr über Holland nach der Heimat zurück. Aber die Dankbarkeit des deutschen Volkes gönnte dem Nationalhelden keine Erholung. In jeder Stadt, durch die er kam, gab es ein Fest, und dabei zeigte sich der Schlachtenieger auch als ein Redner von Gottes Gnaden, immer fröhlich und hochgemut, aber auch wahrhaft fromm und bescheiden: Gott allein gab er die Ehre, über seine eigenen Verdienste stellte er die seiner Helfer und der tapferen Truppen. Der Triumphzug durch das befreite Vaterland fand am 7. August in der Berliner Einzugsfeier seinen Höhepunkt. An der Spitze seiner Garde ritt da der König mit seinen Prinzen, gleich dahinter Blücher zwischen Bülow und Tauentzien, den Helden von Großbeeren, durch das Brandenburger Thor, auf dem jetzt wieder die aus Paris heimgebrachte Siegesgöttin thronte, ein herabdes Zeichen der Befreiung. Auch in Berlin ernannte die Universität den Feldmarschall zum Ehrendoktor, mit ihm Gneisenau, York, Bülow und Kleist. Blücher aber gedachte des Mannes, der den Grund zu all diesen Erfolgen gelegt hatte. Bei einem Festmahl, das die Berliner Freimaurer ihrem berühmten Bruder gaben, schloß er seine Rede mit den Worten: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!“ Als die herrlichste Errungenschaft der leidvollen Zeit und des

eben bestandenen Befreiungskrieges aber pries er „die glückliche Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr“, und als seine schönste Aufgabe sah er es an, die Leiden der durch den Krieg Geschädigten zu lindern.

Den Winter verlebte Blücher nach einem kurzen Besuche auf seinen neuen schlesischen Gütern in Berlin. Hier waren die Geister in lebhafter Spannung wegen der Vorgänge auf dem Wiener Kongreß, der über die äußere Gestaltung der Staaten entscheiden sollte. Mit grimmiger Entrüstung nahm der Kriegsheld wahr, wie dort durch die Diplomaten verdorben zu werden schien, was Feldherrnkunst und kriegerische Tapferkeit so herrlich angebahnt hatten: Preußen und das deutsche Volk drohten um den Preis des Sieges betrogen zu werden. Blücher hielt mit derben Ausfällen nicht zurück, was ihn in höfischen Kreisen verdacht wurde, ihn beim deutschen Volke dagegen erst recht zum erkorenen Liebling machte. Besonders verdros ihn, daß Talleyrand, der Vertreter Frankreichs, und der Abgesandte des eben noch mit Napoleon verbündeten Bayern in Wien das große Wort führten. Zornesfüllt über die kläglichen Ergebnisse des Kongresses, reichte er Ende Februar sein Abschiedsgesuch ein. Der König war noch in Wien. Ehe er sich über das Gesuch entschieden hatte, trat das große Ereignis ein, das allen Beratungen vorerst ein Ende machte und entschiedenes Handeln heischte: der Verbannte von Elba war am 1. März an der Küste Frankreichs gelandet und im Sturmschritt auf Paris losmarschiert. Blücher hatte längst Schlimmes geahnt; aber die „verfluchten Diplomaten“ hatten's ihm nicht glauben wollen, als er ihnen vor'm Jahre voraussagte, der „Böswicht“ werde ganz gewiß aus seinem Käfig ausbrechen. Als ihm nun in der Nacht vom 8. zum 9. März Gneisenau die überraschende Kunde ans Bett

müßig, in die Handlung und in die Handlung,  
 in dem so wenig Wissen Napoleons wie in dem  
 wie sie sich entgegen tun, furchtlos für die  
 Weg- und die Verführung, ist es nicht gleichgültig  
 'und, um den Geist der wie von dem  
 für die Verführung wie sie bester und die  
 Meistig 22<sup>te</sup> Februar 1814  
 Blücher



brachte, da rief Blücher in heller Freude: „Dies ist das größte Glück, was Preußen begegnen konnte! Nun fängt der Krieg von neuem an, und die Armee wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gut machen!“

Sobald der Krieg bei den aufs neue verbündeten Mächten, England eingeschlossen, entschieden war, hatte Blücher allen Verdruß sowie die Gebrechen des Alters vergessen, und selbst den Kummer um seinen unheilbar erkrankten Sohn Franz suchte der zärtliche Vater zu überwinden. Am 17. März 1815 ernannte ihn der König zum Oberbefehlshaber der preußischen Armee; Gneisenau übernahm wieder die schwere Vertrauensstellung an des Feldherrn Seite. Blüchers Korpsführer waren die Generale Borstell, Thielmann und Zieten. Am 10. April ging der Feldmarschall ab in die Rheinlande, überall von der Bevölkerung begeistert empfangen. Frisch und jugendlich, leuchtend von Zuversicht trat er unter seine Truppen. Ganz besonders herzlich war das Wiedersehen mit seinem alten Husarenregiment. Am 19. April traf Blücher in seinem Hauptquartier zu Lütich ein, um gemeinschaftlich mit dem unter Wellington stehenden englischen Heere zu operieren. Während die beiden Feldherren zum Vorwärtsgen drängten, traf ein Befehl der Monarchen ein, der den Beginn der Bewegungen bis zum 1. Juni hinausschob. In diese Zeit der Zögerung fiel ein Ereignis, das den greisen Feldmarschall tief unglücklich machte. In seinem Heere standen auch die sächsischen Truppen. Ihr Heimatland war soeben auf dem Wiener Kongresse geteilt worden, und zwar war die Hälfte davon Preußen zugesprochen worden. Dementsprechend sollten nun auch die sächsischen Regimenter neu formiert werden: die aus den nunmehr preußisch gewordenen Gebietsteilen Stammenden sollten beim preußischen Heere bleiben, die anderen zu Wellington stoßen. Blücher hatte, um den Sachsen sein Vertrauen zu zeigen, mitten unter ihnen sein Hauptquartier genommen. Aus der Fülle seines deutschen Herzens heraus hielt er den erbittertesten sächsischen Offizieren eine mächtige Rede: hier kenne

er nicht Preußen noch Sachsen, hier seien nur Deutsche, die für ihr großes Vaterland siegen wollten und müßten. Aber seine herzlichen Worte fanden taube Ohren. Der Groll der durch geheime Agenten ausgewählten Sachsen stieg von Tag zu Tag, und als der Teilungsbefehl am 2. Mai ausgeführt werden sollte, brach die lange genährte Erbitterung furchtbar aus. Trunkene Soldatenhaufen stürmten Blüchers Wohnung, warfen die Fenster ein und hätten fast ihn selbst getroffen. Der alte Held wollte mit dem Säbel in der Faust mitten unter sie, aber auf den Rat seiner Umgebung zog er sich zurück. Nur durch die Tapferkeit seiner sächsischen Wache entging er dem Tode. Die Meuterer wurden entwapfnet, vier Häufelführer erschossen, die Fahne vor der Front verbrannt. Niemand, weder Preußen noch Engländer, wollte mehr mit den Sachsen Seite an Seite kämpfen, und so wurden alle, Schuldige und Unschuldige, schimpflich nach Hause geschickt. Wie furchtbar diese schmachvollen Vorgänge auf Blücher, den Soldatenvater, wirkten, zeigt sein aus tiefster Erregung an den König von Sachsen gerichtetes Schreiben: „Gw. K. Majestät haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Untertanen, einen geachteten deutschen Völkerverstamm, in das tiefste Unglück gestürzt. Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird. Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen. Gw. K. M. wissen, daß ein Greis von 73 Jahren keine andere irdische

Abichten mehr haben kann, als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Recht geschehe. So haben Gw. K. M. dieses Schreiben aufzunehmen!“

Wie gern wäre Blücher jetzt losgebrochen! Auch Wellington war dafür, aber zu einer kühnen Unbotmäßigkeit gegen die Befehle der hohen Mächte nicht zu bewegen. Vergebens erschöpfte der immer ungeduldiger werdende Alte alle Mittel, Leben und Bewegung in die Sache zu bringen. Da begann Napoleon selber den Kriegstanz,



☒ Herzog von Wellington. Stich von J. Minasi. ☒



☒ Fürst Blücher von Wahlfatt. Zeitgenössischer Stich von Wachsmann nach Kolbe. ☒

indem er im Juni den Vorstoß gegen Belgien ausführte. Sein Plan war, erst die einen, dann die andern anzufallen; nach der Besiegung Blüchers und Wellingtons, seiner gefährlichsten Gegner, hoffte er mit den übrigen Verbündeten leichtes Spiel zu haben. Und wirklich, das Glück schien ihm noch einmal hold zu sein! Auch diese kampfbereitesten seiner Feinde hatten die Tatkraft Napoleons unterschätzt, hatten den Stürmischen nicht so bald erwartet. Am 15. Juni stieß er auf ihre Vorposten und drängte sie auf der Straße von Charleroi fast bis nach Fleurus zurück. Am 16. Juni griff er am frühen Nachmittag bei Ligny die Preußen an, und Blücher nahm die Schlacht an im Vertrauen auf das Versprechen Wellingtons, daß er die Seinen zum Flankenstoß heranzuführen werde. Lange wogte der mit großer Erbitterung von beiden Seiten geführte Kampf hin und her; kein Pardon wurde gegeben, weder hüben noch drüben. Wieder und wieder ermunterte Blücher die Seinen mit feurigem

Zuruf. Um das brennende Ligny wütete der letzte Entscheidungskampf. Aber vergeblich erwartete man die von Wellington zugesagte Hilfe. Dieser konnte sein zu leichtfertig gegebenes Wort nicht halten, weil er unversehens am gleichen Tage in ein glücklicher verlaufendes Gefecht bei Quatrebras verwickelt war. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Da führte Napoleon selbst aus dem Rückhalte die alte Garde und eine gewaltige Reitermasse auf Ligny. Die ermüdeten Verteidiger wurden aus dem Dorf vertrieben; gleichzeitig umgingen einige Bataillone und sieben Regimenter schwerer Reiter, von der Dämmerung begünstigt, das Dorf im Osten, um die preussische Schlachtordnung zu durchbrechen. Schnell erkannte Blücher die Gefahr. Soeben noch sah man den Alten erschöpft und wie einen gebrochenen Mann dahertreiben; jetzt flammte er wieder auf in jugendlichem Feuer: mit gezücktem Säbel, auf seinem prächtigen Schimmel heransprengend, setzte



☒ Das Schlachtfeld und Gasthaus (vorher Pacht Hof) von Belle-Alliance. Nach einem alten Stich. ☒

er sich an die Spitze der ihm jubelnden Reitercharen. Aber an einem tiefen Hohlwege stockte der Angriff, und zweimaliges Massengefeuer scheuchte die Reiterei zur Flucht. Schon bei der ersten Attacke war das Pferd des Feldherrn gestürzt, und er lag nun lange fast bewußtlos unter dem schweren Tiere; ohne ihn zu bemerken, stürmten Freund und Feind nochmals dicht an ihm vorüber, nur sein getreuer Adjutant Graf Rostiz hielt bei ihm aus, mit gespannter Pistole zu seinem Schutze bereit. Endlich kam Major v. d. Busche mit einigen Reitern herbeigeeilt und half den Betäubten auf einem Soldatenpferde hinwegführen. Auf einem Strohlager in einem Wirtshause des Dorfes Mellery fand der Feldherr für diese Nacht ein notdürftiges Unterkommen.

Inzwischen war die Schlacht unter einem gewaltig hereinbrechenden Gewittersturme zu Ende gekommen: die Preußen waren geschlagen. Gneisenau aber hatte auch schon den unter diesen Umständen doppelt großartigen und folgenschweren Entschluß gefaßt, dem englischen Feldherrn seine Unzuverlässigkeit nicht zu entgelten, sondern rückwärts die Vereinigung mit ihm zu suchen, statt sich auf die nahe deutsche Grenze zurückzuziehen. Im Wirtshause zu Mellery traf er spät nachts den Feldherrn, auf der Streu ruhig seine Pfeife rauchend. Der billigte die Anordnungen seines Freundes, ihm wohlgenut zurufend: „Wir haben Schläge getrieget und müssen die Scharte wieder ausweken!“

Ungebeugten Mutes ging Blücher daran, dies zu tun, und er konnte es, da Napoleon die Preußen in voller Auflösung auf dem Wege nach dem Rhein glaubte und deshalb die Vereinigung der Gegner zu hindern versäumte. Am andern Morgen ritt Blücher dem Heere voraus nach Wavre; die Truppen jubelten dem Geretteten zu und antworteten

mit einem fröhlichen Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Seiner eigenen Schmerzen achtete er nicht, und als aus seiner Umgebung Bedenken wegen der Folgen des bösen Sturzes geäußert wurden, erklärte er, er wolle sich eher auf dem Pferde anbinden lassen, als der Führung der Armee entsagen. Ein warmer Ausruf des Feldherrn mahnte die Truppen, ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn schlagen, denn wir müssen . . . Vergesst nicht, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!“

Gegen Mittag kam eine Anfrage von Wellington, ob die Preußen wieder vorrücken könnten, andernfalls müsse er bis Antwerpen zurückgehen; Blücher antwortete sofort, obwohl seine Leute nun schon seit drei Tagen im Marsch oder im Gesecht gewesen waren und mühsam durch den von strömendem Regen aufgeweichten schweren Boden waten mußten: „Morgen komme ich mit dem frischen Korps [Bülows] und mit den anderen.“ Damit also brachte er auch Wellington zum Stehen. In der frühen Morgenstunde des 18. brachen die Truppen von Wavre auf. Als der Leibarzt Dr. Bieske dem greisen Helden vor dem Ausbruch die gequältesten Glieder einreiben wollte, wies dieser ihn ab: den alten Knochen sei es gleich, ob sie balsamiert oder unbalsamiert in die Ewigkeit gingen. Mit dem Besteigen des Pferdes ist aller Schmerz vergessen. Noch immer strömt der Regen in wahren Wolkenbrüchen vom Himmel, Blücher aber heißt das Unwetter als seinen Alliierten von der Raibach willkommen: „Da sparen wir dem König viel Pulver!“ Über grundlose Wege, durch tiefe Lachen und zähen Schlamm schleppt sich der Zug dahin. Da und dort gibt es Stockungen, und jedesmal

ruft Blücher sein „Vorwärts, Kinder!“ in die Reihen. Lauter Zuruf und verdoppelte Anstrengung antworteten ihm, und manch einer tritt an den geliebten Führer heran, streichelt ihm die Knie und ruft: „Viel Glück heute, Vater Blücher!“ Aber an den Schwierigkeiten des Geländes scheint der gute Wille der ermüdeten Truppen zu erlahmen. Hier und da schallt es aus den Reihen, es sei unmöglich. Da hört man auch schon Kanonendonner aus der Ferne. Mit erneuter Ermunterung spornet Blücher die Seinen an: „Kinder“, spricht er, „wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab es meinem Bruder Wellington versprochen! Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“

Und es ging! Unbemerkt gelangte man in die flanke der Feinde. Die Schlacht war schon seit zwölf Uhr im Gange. In zwei großen Stürmen auf die englische Stellung und in zahlreichen Wechselfällen heftigen Angriffs von seiten der Franzosen und kaltblütiger Verteidigung von seiten der Engländer ging der Nachmittag hin. Die Uhr in der Hand schaute Wellington voll Besorgnis aus und sagte: „Blücher oder die Nacht!“ Endlich um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr war dieser nahe heran, und Bülow's Brigaden senkten sich mit fliegenden Fahnen und Trommellang hinab in die Ebene; um sechs Uhr waren schon achtundvierzig preußische Geschütze im Feuer, um sieben Uhr war die Niederlage Napoleons durch die Preußen entschieden; immer stärker auf den rechten Flügel der Feinde drückend, brachten sie die Erschütterten ins Weichen und dann in wildeste Flucht. Als Napoleon nach einem letzten wütenden Ansturm seiner alten, treuen Gardes auch diese auseinanderstieben sah, rief er wie vernichtet: „Es ist zu Ende, retten wir uns!“ In noch wahnsinnigerem Schrecken als einst bei Jena die Preußen flohen jetzt die aufgelösten Massen davon, und von ihrem wilden Strome fortgerissen ihr verlorener Führer. Und noch gründlicher als einst an der Raabach wurden die Davonjagenden verfolgt unter Gneisenau's Führung: erst bei Sonnenaufgang, nach-

dem der letzte Hauch von Mensch und Pferd aufgeboden war, wurde die wilde Jagd eingestellt: von dem stolzen Heere entkamen nur wenige Trümmer.

Bei der Meierei Belle Alliance, schon in der Dunkelheit, waren unterdessen die beiden Feldherren aufeinander getroffen; sie umarmten sich herzlich und begrüßten sich wechselseitig als Sieger. Aus vielen tausend Kehlen stieg der Choral gen Himmel: „Herr Gott, dich loben wir!“ Nach dem Orte ihrer Zusammenkunft, in dessen Nähe die Entscheidung gefallen, nannte Blücher die Schlacht; bei Belle Alliance, nicht bei Waterloo, wie dem Engländer beliebte, sollten auch wir nachgeborenen Deutschen unserem Feldmarschall und der Wahrheit zu Ehren den glorreichen Tag stets benennen. Der Alte hat den Namen Waterloo stets wie eine Beleidigung empfunden.

Am 19. Juni schon brach das ganze Heer zum Marsche gegen Paris auf. Blücher war, wie er sagte, so „kreuzlahm“, daß er einige Tage im Wagen fahren mußte. Aber seine glückliche Stimmung überwog alles: er mußte, daß nur seinem eisernen Willen der herrliche Erfolg zu verdanken war. Die Reste der französischen Truppen vor sich her treibend, langten die Preußen nach gewaltigen Eilmärschen am 29. vor der Hauptstadt an. Am gleichen Tage hatte sich der von der Volksvertretung bereits abgesetzte Napoleon aus dem Staube gemacht. Der von den Mächten Geächtete vertraute sich der Gastfreundschaft der Engländer an, da er von dem Grimme Blücher's mit Recht das Schlimmste fürchtete. Der unheilvolle Mann fand auf Sanft Helena, dem einsamsten Eiland des Atlantischen Ozeans, ein Gewahrsam, wo die Welt fortan vor ihm sicher war. Seine frühere Hauptstadt mußte sich nach kurzem, schwachem Widerstand den Siegern ergeben, und zwar ganz nach den Bedingungen, die Blücher's unmachtlicher Wille den Verteidigern vorschrieb. Auch die Demütigung eines Einzuges ersparte er den Feinden nicht, wie sehr Wellington auch für Nachsicht war. Zwar die Augenweide eines prunkvollen Schauspiels sollte der verhaßten Stadt



Fürst Blücher im hohen Alter.

Nach dem Leben auf Stein gezeichnet von Krug.

diesmal nicht vergönnt sein; aber sie sollte fühlen, was Krieg heißt, wie dies Berlin und andere deutsche Städte so oft und so hart hatten spüren müssen. Paris wurde kriegsmäßig besetzt, mußte gewaltige Kriegssteuern zahlen und die Truppen wieder instand setzen. Der schamlose Raub von Kunstschätzen, der seit langen Jahren in Paris lag, mußte seinen früheren Besitzern soviel als möglich wieder zurückgegeben werden, und zwar eiligst, wie der Alte verlangte, damit die verfluchten Diplomaten ihm nicht dazwischen kämen. Auch die Jenabrücke, in der die preußische Schmach verewigt war, wollte Blücher sprengen lassen. Vergebens legte der Minister Talleyrand Verwahrung ein; der Feldmarschall ließ ihm erwidern, am liebsten wäre es ihm, wenn er sich vor der Sprengung darauf setzte. Nur das Einschreiten des Königs verzichtete die Absicht.

Mit der Ankunft der Staatsmänner war Blüchers Freude dahin. Mit warmen Worten bat er den König, „die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat“. In ähnlicher, oft weit derberer und unverblümter Weise sprach er andern gegenüber seine Befürchtungen aus. Die bis in den November sich hinziehenden Friedensverhandlungen schufen ihm nur Verdruß, Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen. Nicht einmal Elß-Lothringen wurde zurückgegeben! Als aber gar entgegen Blüchers Anordnungen die Kosten der Verpflegung der Truppen nicht aus der Kasse der Besiegten, sondern durch eine Anleihe in Preußen aufgebracht werden sollten, da protestierte der Alte mit wichtigen Worten: „Die Armee ist kein Söldnerheer, was um jeden Preis abgelöhnt werden muß, sondern sie ist mit der Nation eins, und wenn es nötig ist, Opfer zu bringen, so ist sie von jeher entschlossen gewesen, es zu tun, wenn nur dadurch dem Vaterlande Nutzen erwachsen kann.“ Trotz allem harrete er aus bis zu Ende. Nach herzlicher Verabschiedung von seinen tapferen Truppen kehrte er Anfang November über Belgien in die Heimat zurück. Ein vierzehntägiger Aufenthalt an den Heilquellen von Aachen stärkte den ermatteten Helden so weit, daß er langsam weiterreisen konnte. Längere Rast machte er wieder in Frankfurt am Main. Unter den Herren, die hier eigens zu seiner Begrüßung erschienen waren, befand sich auch ein Abgesandter der Grafschaft Mark. Dieser, ein wohlbeleibter Herr, hieß in wohlgesetzter Rede die „Durchlaucht“ willkommen. Plötzlich wurde der so Angeredete gewahr, daß er einen alten Freund vor sich habe. Er schloß ihn in die Arme und sagte: „Freund, was bist du dick geworden! Laß das Harangieren! Komm, laß uns nach alter Weise eins trinken!“ Und so entzog er sich nach Möglichkeit allen rauschenden Huldigungen auch auf der Weiterreise, die auch ohne dies zu einem Triumphzuge ward. Krank und matt kam er am 21. Januar in Berlin an.

## 6. Lebensabend.

In der Hauptstadt und auf seinen Gütern in Schlesien verbrachte Blücher abwechselnd seinen Lebensabend. Nach dem Gebrauch des Karlsbader Brunnens im Sommer 1816 fühlte sich der Alte wie verjüngt; eine Nachkur im Ostseebad Doberan tat das übrige. Von dort zog ihn kindliche Liebe an das Grab seiner Eltern, an die frühesten Stätten seiner glücklichen Kindheit. Im September wurde das gastfreundliche Hamburg aufgesucht. Ein Schwarm von Festen heftete sich überall an seine Erscheinung, und er überstand sie alle mit jugendlicher Frische, froh und frei unter dem bealüfteten Volke. Als ihr Ehrenbürger verließ er die dankbare Hansestadt.

In behaglicher Ruhe flossen dem Greise die folgenden Jahre dahin. Die gutsherliche Tätigkeit machte ihm große Freude, selbst um die Einzelheiten der Landwirtschaft kümmerte er sich noch. Bis zuletzt blieb er der Jagd, dem Spiel und froher Geselligkeit ergeben. Weniger als in seinem sommerlichen „Paradies“ gefiel es ihm im Winter auf dem Steinpflaster von Berlin, aber auch da hielt er bei Festtafeln, Bällen und anderen Feiern noch fröhlich mit. Seine schlagfertige und gehaltvolle Beredsamkeit setzte manchen in Staunen. Einmal gab er das Rätsel auf, wie er es fertig bringen könne, seinen eigenen Kopf zu küssen; niemand fand die Lösung, da stand er auf und küßte — Gneisenau. Und um ein allzu lautes Lob seiner Taten abzuwehren, sprach er ein andermal das schöne, nur zu bescheidene Wort: „Was ist es, was Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“ Gern gedachte er der Einzelheiten seiner ruhmgekrönten Laufbahn, aber er vergaß nie den Anteil seiner Helfer und seiner Truppen. Eine große Genugtuung war es ihm, der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfeld an der Razbach am 26. August 1817 mit Gneisenau und York beiwohnen zu können. Da kennzeichnete er mit schwungvollen Worten die Bedeutung seines ersten Sieges. Obwohl außer Dienst, blieb er dem Heere ein treuer Fürsorger, dem König ein bewährter Berater. Vor allem wirkte er für die hinterlassenen Witwen und Waisen, für die Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht und für die Ausgestaltung Preußens durch eine „gute und feste Verfassung“; letzteres vergeblich.

Wie sein Frohsinn und seine Herzengüte, blieb ihm auch seine leidenschaftliche Art bis ans Ende. Einem Minister, der ihn in einem amtlichen Schreiben kurz als pp. Blücher bezeichnete, rühr er hart an: „Aber Sw. Gyzellenz! Seid Ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher und will nicht anders heißen, aber für Euch Tintenleckser bin ich Feldmarschall und Fürst!“ Wie wenig ihm übrigens der bloße Titel ans Herz gewachsen war, mußte der Staatskanzler Fürst Hardenberg erfahren; als man für einen Teil der



Blüchers Denkmal von Rauch in Berlin. Nach einer Photographie von W. Tizenthaler in Berlin.

Güter Blüchers dessen Jagdbefugnisse anzweifelte. Da erklärte er: Seine Durchlaucht wisse, daß ihm an dem Fürstentitel nichts liege, ihm genüge sein altadeliger Name; und selbstbewußt unterschrieb er: „G. von Blücher, Feldmarschall, burg- und schloßgeessener Edelmann in Pommern und Mecklenburg“.

So fand die Fürstin reichlich Gelegenheit, durch ihre ruhige, milde Weise begütigend auf den Gatten zu wirken. Nur eins brachte sie nicht fertig: ihn zum rechtzeitigen Zubettgehen zu bestimmen. Dann tröstete er die besorgte Frau mit dem Hinweis, daß es in Berlin so viele alte Nachwächter gebe, die



☒ Blick vom Kreuzberg bei Berlin mit dem Denkmal der Befreiungskriege auf die Stadt. Lithographie. ☒

doch gar keine Nachtruhe hätten. Das Glück der Ehe litt darunter nicht. Nur das Gehirnleiden, das sich Blüchers Sohn Franz durch eine Verwundung am Kopfe zugezogen, war der Kummer seiner alten Tage. „Gott hat Großes an mir getan,“ rief der Greis einmal von Schmerz überwältigt, „aber ich bin doch ein unglücklicher Vater!“ Noch in seiner letzten Krankheit betrachtete er viel mit Behmut das Bild seines Ältesten, der nach dem Tode der Mutter ganz jung an des Vaters Seite die ersten glänzenden und die folgenden schrecklichen Zeiten mit ihm durchgemacht hatte. Desto mehr Freude hatte er an seinen beiden Enkelsöhnen, deren Eintritt in die Kavallerie er noch erlebte.

Der sechste Jahrestag der Raibachschlacht fand den Bezwiner Napoleons auf seinem letzten Krankenlager. Soeben war er noch gesund und munter aus Karlsbad zurückgekehrt und frisch an seine Geschäfte, sogar auf die Jagd gegangen. Nun mußte sein alter Leibarzt Dr. Bieske von Berlin nach Krieblowitz geholt werden; aber zum Heilen kam der oft bewährte Helfer zu spät. Zu seinem Adjutanten sagte der Greis: „Nicht wahr, mein lieber Rostitz, Sie haben manches von mir gelernt; jetzt sollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt.“ Gleiche Seelenruhe atmete die Antwort, die er einem Boten gab, der auf des Königs Geheiß gekommen war, sich nach dem Leidenden zu erkundigen: „Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe und treu für ihn sterben werde.“ Am folgenden Tage,

dem 6. September, kam der Monarch, der gerade zur Truppschau in Breslau war, selbst, um seinem treuen General noch einmal Mut zuzusprechen. Blücher empfahl ihm seine Frau, für sich selber brauchte er die königliche Gnade nicht mehr. Am 12. September dröhnte von dem nahen Truppenübungsplatze der Donner der Geschütze herüber, da verklangen sich die Züge des Sterbenden; noch einmal winkte er seine Lieben einzeln heran und drückte jedem die Hand zum Abschied. Am Abend erlosch das Leben des Helden.

In Krieblowitz steht sein Grabdenkmal, unter dem auch die erst 1850 verstorbene Gattin ihre Ruhestätte gefunden hat. Mancherlei Ehrenmäler sind dem Helden errichtet worden, als erstes noch kurz vor seinem Hinscheiden das Standbild in seiner Vaterstadt Rostock, für das Goethe die würdige Inschrift geprägt hat:

In Harren und Krieg,  
In Kampf und Sieg,  
Bewußt und groß,  
So riß er uns vom Feinde los.

Sein herrlichstes Denkmal aber, dauernder als Erz und Stein, hat Blücher im Herzen des deutschen Volkes gefunden; dort ist nicht nur dem Ruhm des vaterlandsbefreienden Kriegshelden ein sicheres Gedenken gewiß, dort hat er auch als Mensch auf ewig einen geheiligten Platz sich errungen. So lange das deutsche Volk Blücher liebt und versteht, können Wahrheitsliebe, Freiheitsbegeisterung und Manneswürde in ihm nicht untergehen.



Die Herausgabe der Volksbücher haben übernommen:

Dr. Carl Ferdinand van Bleuten für Kunst.

Hanns von Zobeltitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.

Paul Oskar Höcker für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.

Johannes Höffner für Literatur bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als erste Reihe von Belhagen & Klafings Volksbüchern sind gleichzeitig erschienen:

Rembrandt. Von Dr. Hans Janßen.

Napoleon. Von W. von Bremen.

Lizian. Von Fr. S. Meißner.

Capri und der Golf von Neapel. Von A. Harder.

Schiller. Von Johannes Höffner.

Eugen Bracht. Von Dr. M. Osborn.

Blücher. Von Prof. Dr. R. Berger.

Theodor Körner. Von Rektor Ernst Kammerhoff.

Beethoven. Von G. Thormälius.

Es schließen sich unmittelbar an:

Der Schwarzwald. Von Max Bittrich.

Feuerbach. Von Prof. Dr. Heyd.

Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero.

Batteau. Von Dr. Georg Biermann.

Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach.

Deutsch-Südwest-Afrika. Von Gustav Uhl.

Das Telephon. Von Ernst Niemann.

Frans Hals. Von Mr. Gold.

Bismarck. Von Prof. Dr. v. Pflug-Hartung.

Ludwig Richter. Von Dr. Max Osborn.

Richard Wagner. Von Ferdinand Pfohl.

Heinrich v. Jügel. Von Dr. Georg Biermann.

Holbein. Von Fr. S. Meißner usw.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von 60 Pfennig.

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die bereits erschienenen Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen auf die folgenden, die in zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.



☒ Blick vom Kreuzberg bei Berlin mit dem Denkmal der Befreiungskriege auf die Stadt. Lithographie. ☒

doch gar keine Nachtruhe hätten. Das Glück der Ehe litt darunter nicht. Nur das Gehirnleiden, das sich Blüchers Sohn Franz durch eine Verwundung am Kopfe zugezogen, war der Kummer seiner alten Tage. „Gott hat Großes an mir getan,“ rief der Greis einmal von Schmerz überwältigt, „aber ich bin doch ein unglücklicher Vater!“ Noch in seiner letzten Krankheit betrachtete er viel mit Wehmut das Bild seines Ältesten, der nach dem Tode der Mutter ganz jung an des Vaters Seite die ersten glänzenden und die folgenden schrecklichen Zeiten mit ihm durchgemacht hatte. Desto mehr Freude hatte er an seinen beiden Enkelöhnen, deren Eintritt in die Kavallerie er noch erlebte.

Der sechste Jahrestag der Raibachschlacht fand den Bezwiner Napoleons auf seinem letzten Krankenlager. Soeben war er noch gesund und munter aus Karlsbad zurückgekehrt und frisch an seine Geschäfte, sogar auf die Jagd gegangen. Nun mußte sein alter Leibarzt Dr. Bieske von Berlin nach Krieblowitz geholt werden; aber zum Heilen kam der oft bewährte Helfer zu spät. Zu seinem Adjutanten sagte der Greis: „Nicht wahr, mein lieber Kostik, Sie haben manches von mir gelernt; jetzt sollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt.“ Gleiche Seelenruhe atmete die Antwort, die er einem Boten gab, der auf des Königs Geheiß gekommen war, sich nach dem Leidenden zu erkundigen: „Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe und treu für ihn sterben werde.“ Am folgenden Tage,

dem 6. September, kam der Monarch, der gerade zur Truppenschau in Breslau war, selbst, um seinem treuen General noch einmal Mut zuzusprechen. Blücher empfahl ihm seine Frau, für sich selber brauchte er die königliche Gnade nicht mehr. Am 12. September dröhnte von dem nahen Truppenübungsplatze der Donner der Geschütze herüber, da verklärten sich die Züge des Sterbenden; noch einmal winkte er seine Lieben einzeln heran und drückte jedem die Hand zum Abschied. Am Abend erlosch das Leben des Helden.

In Krieblowitz steht sein Grabdenkmal, unter dem auch die erst 1850 verstorbene Gattin ihre Ruhestätte gefunden hat. Mancherlei Ehrenmäler sind dem Helden errichtet worden, als erstes noch kurz vor seinem Hinscheiden das Standbild in seiner Vaterstadt Klostoch, für das Goethe die würdige Inschrift geprägt hat:

In Harren und Krieg,  
In Kampf und Sieg,  
Bewußt und groß,  
So riß er uns vom Feinde los.

Sein herrlichstes Denkmal aber, dauernder als Erz und Stein, hat Blücher im Herzen des deutschen Volkes gefunden: dort ist nicht nur dem Ruhm des vaterlandsbefreienden Kriegshelden ein sicheres Gedenken gewiß, dort hat er auch als Mensch auf ewig einen geheiligten Platz sich errungen. So lange das deutsche Volk Blücher liebt und versteht, können Wahrheitsliebe, Freiheitsbegeisterung und Manneswürde in ihm nicht untergehen.



Die Herausgabe der Volksbücher haben übernommen:

- Dr. Carl Ferdinand von Bleuten für Kunst.
- Hanns von Zobeltitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.
- Paul Oskar Höcker für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.
- Johannes Höffner für Literatur bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als erste Reihe von Velhagen & Klasing's Volksbüchern sind gleichzeitig erschienen:

- |   |  |
|---|--|
| Rembrandt. Von Dr. Hans Jantzen.              | Eugen Bracht. Von Dr. M. Osborn.             |
| Napoleon. Von W. von Bremen.                  | Blücher. Von Prof. Dr. R. Berger.            |
| Lizian. Von Fr. S. Meißner.                   | Theodor Körner. Von Rektor Ernst Kammerhoff. |
| Capri und der Golf von Neapel. Von A. Harder. | Beethoven. Von G. Thormäus.                  |
| Schiller. Von Johannes Höffner.               |  |

Es schließen sich unmittelbar an:

- |   |                            |
|---|----------------------------|
| Der Schwarzwald. Von Max Bittrich.      | Frans Hals. Von Afr. Gold. |
| Feuerbach. Von Prof. Dr. Heyd.          | Bismarck. Von Afr. Gold.   |
| Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero.       | Ludwig I. Osborn.          |
| Watteau. Von Dr. Georg Biermann.        | Richard M. Pfohl.          |
| Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach. | Heinrich v. Bierman.       |
| Deutsch-Südwest-Afrika. Von Gustav Uhl. | Holbein.                   |
| Das Telephon. Von Ernst Niemann.        |                            |

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von 1 Mark.

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die Bände zur Ansicht vorzulegen und zu liefern, die in zwangloser Folge erscheinen.



Biblioteka Główna UMK



300022317349

Die Leser dieses Volksbuchs seien hingewiesen  
auf die umfassendere Monographie:

**Das Zeitalter  
der deutschen Erhebung**

(1795—1815).

Von Prof. Dr. Friedrich Meinecke.

Mit 10 Facsimiles und 78 Abbildungen.

Preis 4 Mark.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.